



Deutsche
Internierten Zeitung.



Mittelgruppe
aus einer monumentalen Anlage über Interniertengräbern.
(Entwurf.)



Martin Luther.

Prof. D. Dr. W. Köhler, Universität Zürich.

Von Kaiser Maximilian, dem ritterlichen Habsburger, wird erzählt, er habe geäußert: „Es ist schade um Luther, daß er ein Mönch geworden.

Soldaten getaugt, hat auch nie, wie der Schweizer Zwingli, Feldzugspläne fein überdacht und ausgearbeitet, die Waffenrüstung des Junker Georg

Lieber sähe ich ihn bei meinem Heere.“ Der Mut, die Kraft und Kühnheit des Wittenberger Mönches haben zu diesem Worte den Anlaß gegeben — ein Mann, der es unerschrocken mit der ganzen Welt aufnimmt, welch' prächtigen Soldaten gäbe der! Aber einen Mönch? Bei dem scheint diese Kraftfülle verfehlt! Hätte Kaiser Max noch zwei Jahre länger gelebt, er hätte Luther als Soldaten sehen können. Sogar als Internierten, als Junker Georg auf der Wartburg, im Ritterwams, gestiefelt und gespornt, ein Schwert an der Seite, in langem Barte, ein rotes Lederkappelein auf dem Haupte; der Augustinerbruder war ein Reitermann geworden. Aber nun sieht er, ganz anders als jenes angebliche Kaiserwort, gerade darin den verfehlten Beruf; er ist unglücklich, jammert und klagt, kommt sich gänzlich unnützlich vor, und der forsche Soldat, der er sein soll, bringt es nicht einmal fertig, einen Hasen zuschießen und ergrimmt über die Hunde, die ein gerettetes Häslein doch in der Manteltasche entdecken und zerbeißen. Deutlicher wohl kann Kaiser Maxens Wort nicht zuschanden werden; Luther hat gar nicht zum



Dr. Martin Luther. Nach einem Gemälde von Lucas Cranach.

ist ihm aufgezwungenes Kleid, und er ist nie in die Schlacht gezogen wie Zwingli. Und doch, wie hat er immer wieder gerade das Soldatenherz gepackt! Warum klopf dem Mönchlein in Worms der alte Hauden, der Landsknechtsführer Georg von Frundsberg, bewundernd und ermunternd auf die Schulter, warum werden der hochgemute, jugendlich-kecke Landgraf Philipp von Hessen und der wilde Württemberger Herzog Ulrich seine besonderen Freunde, warum wuchs er gerade in diesem Kriege riesengroß empor und scharf in einer wunderbar zwingenden Gewalt unsere Soldaten alle um sein machtvolles Trutzlied: „Ein feste Burg ist unser Gott, eine gute Wehr und Waffen!“? Da haben sich doch, wenn je, Luther und die Soldaten gefunden zu festem, unzerreißbarem Bunde, die Soldaten und der ganz und gar Militäruntaugliche, — wie ist das möglich?

Ist's Widerspruch? Spott der Geschichte? — Nein, es ist Wahrheit im tiefsten Sinne des Wortes. Luther und die Soldaten haben ein Anrecht aufeinander, und in dem Wunsche des Kaisers Max steckt unbewußt einrichtiger Kern. Es gilt nur, ihn herauszuschälen.

Und da sprechen wir zuerst: er ist unser, weil er Deutscher ist. Fast kann man sagen, weil er der Deutsche ist, wie er sein soll, wenn er seiner Eigenart, seines Wesens und seiner Pflicht sich bewußt ist. „Luther ist nicht bloß der größte, sondern auch der deutscheste Mann unserer Geschichte, er repräsentiert persönlich das wunderbare Deutschland; er hat Eigenschaften, die wir selten vereinigt finden und sie gewöhnlich sogar als Gegensätze antreffen.“ Das Wort ist wahr. Martin Luther ist die Verkörperung des deutschen Charakters. Unbeschadet seiner Schwächen und Fehler, die wir nicht vertuschen wollen, kein Mensch ist ohne sie. Aber man braucht ihn nur zu sehen, diesen prächtigen Kopf, an dem man sofort die unbeugsame Härte und Widerstandskraft spürt, mit den wundervoll tiefen Augen, die jedem, der ihn sah, auffielen, in denen es leuchten und blitzen konnte wie Wettersturm und dann wieder wie lieber, warmer Sonnenschein blinkte, das ganze durchfurchte und doch so fröhlich-kühne Antlitz, das ist der deutsche Eichbaum, mächtig, stark, kraftvoll, tief mit den Wurzeln in deutsche Erde gesenkt, rauschend und klingend viel wundersame Mär, Erquickung spendend im Schatten seiner grünen, quellenden Blätter, immer aufrecht, niemals gebeugt! „Für meine Deutschen bin ich geboren, ihnen will ich dienen.“ Und er diente ihnen so, daß er gleichsam einen Griff hineintat in die Tiefe der deutschen Seele, wie sie in Jahrhunderten der Geschichte langsam gereift war, und aus ihr das Edelste und Beste heraufholte, auf den Leuchter setzte und seinen „lieben Deutschen“ sagte: Das ist euer Kern und euer Wesen, da erkennt euch selbst und prüfet, wo es an euch fehlte! Da wurden sie auf einmal alle lebendig, die kostbaren Schätze der Vergangenheit, da ging ein Sämann aus zu säen und streute hierhin und dahin den Samen köstlicher Frucht, ein neuer Geist zog in Deutschland ein und war doch der alte Germanengeist, so treu, so bieder, so fromm und auch so stark. In Luther selbst aber loderte er am hellsten; er war ja nicht der Lehrer allein, nein, der Prophet Deutschlands, wie einer der alten Propheten Israels, der vor allen Dingen lebte, was er lehrte, und durch das eigene Beispiel am kraftvollsten umschuf. „Uns Deutsche hat keine Tugend so hoch gerühmt und wie ich glaube, bisher so hoch erhoben und erhalten, als daß man uns für treue, wahrhaftige, beständige Leute gehalten hat, die da haben Ja ja, Nein nein lassen sein.“ Er selbst war wahr bis ins Mark, sein ganzes gewaltiges Ringen war ein Kampf um die Wahrheit, da wich und wankte er nicht, von der Wahrheit Macht durchdrungen. Und wenn er so liebreizend und anmutig dem deutschen Volke die Gestalten der Sage und des Märchens wieder heraufholte, vom Hans und von der Grete, von Frau Holle und dem geprellten Teufel erzählte, das schönste Märchenhaus ist doch das Lutherhaus in Wittenberg selbst gewesen,

märchenhaft und doch Wirklichkeit, Vater Martin, Mutter Käthe, die Kinder, die Gäse, das Hündchen, es ist das Urbild des deutschen Hauses in seiner warmen und lieben Traulichkeit, tausendfach seitdem wiederholt und doch immer unerreicht. Ja, wir brauchen nur zu reden und wir finden unsere Worte bei Luther wieder, in seiner Bibel, jenem Werke, das er als Internierter im Winter 1521/22 auf der Wartburg begann. Er wollte sprechen wie es das Volk verstand und ging unter das Volk, um verständlich zu reden. Das ist ihm so vortrefflich gelungen, daß seine deutsche Bibel ein festes Band um die deutschen Stämme schlang: es hat Deutschland geeint, lange bevor es sich politisch zusammenfand.

Wofür kämpfen wir denn heute? Für unser Deutschland, unser Vaterland, jeder für seine Scholle, für Hab und Gut, für Weib und Kind. In dem allen aber steckt ein Stück Luther. Er hat uns Heimat und Reich, unsere Lieben und unser Selbst neu kennen und werten gelehrt. Wir denken wohl nicht immer daran, richtig ist es darum doch, Luther ist aus der deutschen Geschichte gar nicht wegzudenken, und die Gedenktage, wie wir in diesem Jahre deren einen feiern, den Gründungstag der Reformation, empfangen ihre Weihe gerade durch diese dankbare Erinnerung. Wer ein deutscher Soldat ist, dem hat Luther auch etwas gegeben und wird ihm immer mehr geben, je tiefer er ihm dankt. Im Deutschtum sind Martin Luther und die deutschen Soldaten unauflöslich verbunden.

Freilich, das Deutschtum und was es in sich begreift, war für Luther nicht das Höchste. „Nehmen sie uns den Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib, laß fahren dahin!“ Der Anschlag seiner 95 Thesen an die Schloßkirche zu Wittenberg am 31. Oktober hatte mit Patriotismus gar nichts zu tun, er wollte etwas ganz anderes, ganz Intimes und Zartes: die rechte Buße des Christenmenschen. Also ein Stück Religion, ihren Kern, den löste er aus Verschlingungen, die die Zeit um ihn schlug, vertiefte und verinne lichte, stellte ganz auf den persönlichen Glauben, die Gewissensüberzeugung ab und nicht auf äußere Autorität. Mit dem sündigen Menschen hatte er es da zu tun, mit ihm ganz allein, er zeigte ihm einen neuen Heilsweg. Und die Religion ist ihm immer das Erste geblieben, alles andere quoll aus diesem Brunnen und empfing von da aus seine Richtung. In Worms, da er, der einfache Thüringer Bauernsohn und Mönch, der ganzen Welt gegenüber stand und fest blieb, weil er nicht anders konnte, bestand dieser Lutherglaube die höchste Probe die es gab, und dann leuchtete er durch alles hindurch, was Luther der Welt und den Deutschen gab. Da hat er nun zu den Soldaten einmal ganz besonders gesprochen, in einem kleinen Büchlein tritt er von seinem Glauben aus an den Soldatenstand heran und stellt sofort die Grundfrage: kann ein tapferer Soldat auch ein guter Christ sein? Sind „Kriegsleute auch

in einem seligen Stande?“ 1526 hat Luther darüber geschrieben: das war nun gar nicht so einfach und selbstverständlich. Wir danken Luther, daß er so klar und offen über Dinge gesprochen hat, die auch heute manchen ernstesten Soldaten bewegen. Darf ein Christ morden und töten, wo doch der Heiland ein Friedefürst war und gebot, dem der dich auf den rechten Backen schlug, auch den linken darzubieten? Luther antwortet: ja, du darfst trotzdem, ja, du mußt, Gott will es so — vorausgesetzt, daß dein Krieg eine Bedingung erfüllt, an der seine Christlichkeit hängt: es muß ein gerechter Krieg sein, d. h. ein Verteidigungskrieg zum Schutze des Landes. Ein solcher Krieg ist, so widersinnig das auch scheinen mag, eine Tat der Nächstenliebe, denn er verhütet ein größeres Übel, wie es die Wehrlosigkeit bei gemeinem Überfall bedeutete. Ein Kind sieht bei einer chirurgischen Operation nur den Schaden, ein Erwachsener aber dankt für die Wohltat, die dem ganzen Körper gerade durch Amputation eines Gliedes widerfährt. Damit gab Luther die Lösung, die die sittliche und religiöse Höhe wahr, getreu seinem Glauben. Mit gutem Gewissen darf kämpfen, wer ein gutes Gewissen hat, d. h. kämpft zum Schutze des Vaterlandes und der Seinen.

Und wenn Luther hinzufügte: Gott wird dann dem guten Gewissen auch lohnen, so haben wir Deutschen die Wahrheit dieses Lutherwortes im gegenwärtigen Kriege oft genug erfahren. Das gute Gewissen letztlich ist unsere starke Siegeskraft gewesen. So finden sich Luther und die Soldaten auch im Felde, im Kugelregen und Dröhnen der Geschütze. Er hat das rechte Wort für die heilige Weihe unseres Ringens gefunden. Gewiß, der Krieg sollte nicht sein und würde auch nicht sein, wenn alle Menschen Christen wären, aber kommt der verräterische Überfall und gilt es den Schutz unserer heiligsten Güter, dann vorwärts mit Gott! Dann haben wir das innere Recht zu dem Luthertröste: „Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen!“

So hat Martin Luther, der deutsche Reformator, den Soldaten den höchsten Wert ihres Berufes, den Wert vor Gott, gezeigt. Das bedeutet Freude und Pflicht zugleich, eine heilige Aufgabe voll schwerster Verantwortung. Er hat den Soldaten das Berufsbewußtsein geschenkt. Daran hängt beim Soldaten alles. Es ist zugleich das festeste Band, das Luther und die Soldaten verknüpft. Gerade als Soldaten feiern wir darum dankbar und freudig die 400jährige Wiederkehr des Tages, dessen Hammerschläge neue Zeiten, weil neue Werte, kündeten.

Ergebnis der 7. Kriegsanleihe Mk. 12,430,000,000.

Nach amtlicher Mitteilung beläuft sich das vorläufige Ergebnis der siebenten deutschen Kriegsanleihe auf 12,430 Millionen Mark. Damit ist die durch Kriegsanleihen aufgebrachte Gesamtsumme auf 72,57 Milliarden Mark gestiegen. Im einzelnen haben die deutschen Kriegsanleihen folgende Beträge erbracht:

Mark nur 1,45 Prozent oder 872,9 Millionen Mark betrug. Auch die Steigerung der Sparkasseneinlagen, die Umlaufsumme des Postscheckverkehrs und andere Momente weisen auf den Höhegrad der Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes hin.

	Milliarden	Mark
1. Kriegsanleihe	4,48	
2. „	9,10	„
3. „	12,16	„
4. „	10,76	„
5. „	10,69	„
6. „	12,97	„
7. „	12,43	„

Die Befürchtung, daß das Börsengeschäft das Interesse des Publikums vom Kriegsanleihemarkte abziehen könnte, hat sich nicht verwirklicht. Obwohl auch unter der Börsenbeschränkung der Umsatz an Dividenden-Effekten sehr erheblich gewesen ist und noch ist, haben die Ergebnisse der Kriegsanleihe die Erwartungen des Reichsschatzamts durchaus erfüllt. Diese Kraft der Kapitalanlage auf beiden Gebieten beweist auch klar, daß es sich bei den Anleihezeichnungen nicht etwa um Scheinzeichnungen, sondern um eine wirkliche Unterbringung der Kriegsanleihe handelt. Denn die Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes drängt geradezu auf Einlage in Effektenwerten.

Nachdem also die Kurve von der 1. bis zur 3. Kriegsanleihe sehr schnell aufgestiegen ist, hat sie sich bei der 4. Kriegsanleihe wieder etwas gesenkt, ist bei der 5. auf demselben Niveau geblieben, bei der 6. erheblich gestiegen, um bei der 7. Kriegsanleihe auf dem erreichten Stand zu bleiben. Wenn man in Rücksicht zieht, daß das Reichsschatzamt darauf verzichtet hat, den Zeichnern besondere Verlockungen zu bieten, vielmehr die Bedingungen der 7. den der 6. gleichgestellt hat, so muß das Resultat der 7. Kriegsanleihe als sehr günstig ausgesprochen werden.

An der 7. Kriegsanleihe haben sich wieder alle Klassen des deutschen Volkes beteiligt und zwar sowohl die Heimatbevölkerung wie die Truppen. Bis zum 15. Oktober hatte schon eine Anzahl von Generalkommandos einen erheblichen Millionenposten von Truppenzeichnungen gemeldet. Die Gesamtzeichnungen der Truppen sowie kleine Teilzeichnungen werden das Ergebnis der 7. Kriegsanleihe noch vervollkommen. Das endgültige Ergebnis wird mehr als 12½ Milliarden M. betragen.

Allerdings hat die außerordentliche Flüssigkeit des deutschen Geldmarktes ein anderes Ergebnis gar nicht erwarten lassen. Charakteristisch für diese Flüssigkeit ist beispielsweise die geringe Inanspruchnahme der Darlehnskassen, die bei den ersten sechs Kriegsanleihen auf eine nominelle Gesamtsumme dieser Anleihen von 60,3 Milliarden

Bei Meister Hans Thoma.

Beklommenen Herzens stehe ich vor den großen verschlossenen Flügeltüren im geräumigen Flur des Treppenhauses; die würdige Luft eines altertümlichen Hauses will die Hochspannung vor dem Empfang durch Seine Exzellenz nicht lösen. Jetzt knirscht der Schlüssel im Schlosse und ... die ganze höfische Starrheit ist fort, ich fühle wie ein Kobold kichernd

meiner Herztür einen Stoß versetzt, ich die noch gesunde Hand ausstrecken muß, um ein herzliches Willkommen mit ganz unhöfischer Wärme und Innigkeit zu erwidern. Ich schäme mich fast meiner Länge und möchte so gern in diese lieben guten Augen, die mir ein still freundliches „Grüß Gott“ sagen, von untenherauf sehen. Sorgfältig wird die Tür geschlossen und wir kommen durch den kurzen Flur in den großen, lichten Raum der meisterlichen Arbeitsstätte. In einem großväterlichen Stuhle muß ich Platz nehmen und obwohl ich am liebsten nur schauen und schweigen möchte in diesem heiligen Raum, der die abschließenden Schöpfungen eines reichen, unverzagten Menschen- und Künstlerdaseins werden sieht, ich muß mich zuerst meiner Aufträge entledigen. Der Dank im Namen der gefangenen und internierten Kameraden für die reiche, wertvolle Schenkung der Festkalender freut den Meister, obwohl er in lieber Abwehr sein Verdienst daran bestreitet. Die Nummer der Deutschen Internierten-Zeitung, die eine Würdigung seiner höchsten Ordensauszeichnung enthält, durchblättert er mit sichtlicher Freude. Hermann Hesse's Grüße freuen ihn noch mehr und er ergötzt sich noch an der Erinnerung jenes Briefwechsels, da Hesse ihm schrieb, ohne zu wissen, daß er inzwischen Exzellenz geworden war, später aber seine Bestürzung in scherzhafter Entschuldigung zum Ausdruck brachte. Die Antwort des Meisters will ich nicht unterschlagen: „Bei meiner

Natur, die voll geheimer Bosheit steckt, ist es mir eine Freude, daß es Ihnen passiert; so ahnungslos wie der Reiter über den Bodensee, über das Glatteis meiner „Exzellenz“ hinwegzureiten.“

Ich erzähle von den Internierten, ihrer Arbeit, ihrem Streben; von den Erfahrungen der Gefangenschaft, der Sehnsucht dort nach dem Troste der

Kunst; still sitzt er da, die Hände zusammengelegt, das Haupt mit dem weißen Barte nach vorn geneigt, einen freundlichen versonnenen Schein um die halbverdeckten Augen, so als lausche er auf gute Botschaft, die von weit, weit da draußen hereinkommt in die stille Siedelei.

Wie ich die Bitte um seinen Rat zum Ausschmuck des

Weihnachtskalenders für die gefangenen Kameraden ausspreche, wird er lebhaft und gerne wird mir der gewünschte Rat, der sich sogleich in die Tat umsetzt, zuteil. Ich muß mitkommen und selbst die

Auswahl einiger Radierungen für den Kalender mitbestimmen. Eine große, unerwartete Überraschung. Miteinem

vollen Blick kann ich noch einmal rasch die wohlthuende Ordnung und friedsame Größe dieser Arbeitsstätte erfassen, kann noch entdecken, daß ich den Meister bei der Arbeit an der „Gralsburg“ gestört hatte, dann folge ich ihm in die Räume seiner Wohnung. Zimmer an Zimmer, eine herrliche Sammlung kunstvoller alter Möbel, wertvoller Gemälde, alles in einer Ehrwürdigkeit und selbstverständlichen harmonischen Zusammenstellung, die so beruhigend wirkt und so ganz zu einer anderen Welt gehörig schien, so ganz zu diesem Meister mit dem abgeklärten Wissen eines Menschenalters und eines leidlosen-Jenseits.

Im Arbeitszimmer angelangt, greift er nach der Mappe der Radierungen und Blatt auf Blatt legt er mir vor freudige Augen. Für jede Darstellung hat er eine liebe Erläuterung. Manchmal klingt es fast, als wolle er sich entschuldigen,

*Ein zimmer Gedankzeitun an die Gefangenen
von Hans Thoma*

*Ein zimmer Gedankzeitun an die Gefangenen
gaguban adordan brama in wiff nit die 126 pferden:*

*„Wann der Gawe die Gefangenen ziont arlöpen siont,
So wanden wir sein wie die Löwin unden,
Dann wird unser Misset voll Lorfand,
Nur unser Zünge voll Reigen und sein.
Da wir nit koren joren untan die Gwidan
Der Gawe sind Gropst an ipan gutfren.
Der Gawe sind Gropst an unt gutfren
Ich sint wir froßlich.“*

*Gawe, bringe ein abänder unser Gefangenen,
Wia die die Gawe wia drebrieff im Miltwey kande.*

*Die mit Gfowen sein,
Kor den mit freuden worten.
Die yafren sie unt wainan,
Nur bringe an edele Forman;
Nur bringe an mit freuden,
Nur bringe an ipan Gort an.*

*Den allen Wölkern bei allen Wölkern gibt ad jure Gawe
jungere; sie sint an Gfowen von dem wänsanden Todde.
Bringe die über die Gawe gawe, sie sint in stiller Forman
mit die Gafungst Gfowen Miltwey kande ipan Gorte.*

weil man in seiner Kunst soviel Symbolisches suche. Als ich bemerke, daß wir vorsichtig sein müßten mit der Auswahl für die gefangenen Kameraden, da unsere Gegner leicht etwas für sie ungünstiges herausdeuten könnten, meinte er lächelnd, daß auch seine Freunde immer so viel herauslesen würden aus seinen Sachen, während er selbst an all diese Auslegungen und Tief-sinnigkeiten garnicht denke, sondern oft nur einem einfachen Gedan-
ken, einem launi-
schen Einfall Aus-
druck gebe.

Eine große An-
zahl noch völlig
unbekannter Kalt-
nadelgravüren
(meist Jugendarbei-
ten) hat der Meister
gerade von seinem
Aufenthalt im
Schwarzwalde mit-
gebracht. Er habe
dort keine anderen
Werkzeuge gehabt
als Nadel und Platte,
so habe er eben seine
ältesten Mappen
durchstößert und
nichts getan als
graviert.

Bei der Radierung,
die St. Georg den
Drachentöter dar-
stellt, erzählt er
kopfschüttelnd und
doch mit groß-
väterlicher Nach-
sicht eine Äußerung
seines Enkelkinds,
das ihm die merk-
würdige Realität
und den Nütz-
lichkeitssinn der
heutigen Jugend

verrät. Das Kind fragte, warum der Ritters-
mann das schöne Tier töte. Der Großvater
belehrt, daß das häßliche Tier die schöne
Jungfrau fressen wolle, darum müsse der
Ritter das Ungeheuer töten. Da meinte die
Kleine: Das ist nicht recht; der Ritter darf
das schöne Tier nicht tot machen, es soll
am Leben bleiben, es gibt doch genug
Frauen.

Aus seinen Erläuterungen, die oft scheinbare
Kleinigkeiten plötzlich beleben und zur Wichtig-
keit erheben, klingt der warme Herzton der
Schöpferliebe. Es ist nichts Zufälliges da, jedes
Bildchen ist ein feines Gewebe von Beziehungen
und innersten Zusammenhängen; wenn es auch
seine Bescheidenheit nicht wahr haben will.

Die eine der zahlreichen Mappen ist erschöpft
und eine große Anzahl ist zur näheren Auswahl
bei Seite gelegt; auch für die Internierten-Zeitung
und den Sonntagsboten soll ich Einiges bekommen.
Und nun kommt die schönste Überraschung:
mit fester Hand unterschreibt er die geeignet-
sten Gravüren und übergibt sie mir mit
dem Bemerken, daß die Sachen nach erfolgter
Reproduktion verkauft werden dürften und der

Erlös den gefange-
nen Kameraden zu-
kommen solle.*)

Reich und froh
verließ ich nur un-
gern diese welt-
ferne Stätte der rei-
nen, zeitlosen Kunst
des großen über
dem Menschlichen
und der Zeit stehen-
den Meisters. Ich
nahm das Bewußt-
sein mit, daß er
jedem Invaliden
unserer Gegenwart,
jedem, der Schaden
genommen hat an
seiner Seele, Hei-
lung, Frieden und
Stille geben könnte,
weil jener nicht nur
einen Meister der
Kunst fände, son-
dern einen, der das
Leben bezwungen
hat und weit dar-
über steht.

Als ich wenige
Tage später in Bern
die Geleitworte
Hans Thoma's zum
Weihnachts-
kalender 1917 für
unsere Kriegs-
gefangenen erhielt,
wußte ich, daß diese

Worte reichster Menschenerkenntnis und Erfahrung
entsprangen, die bestimmt die wunden Herzen
meiner Kameraden in linde Hände nehmen, sie
stärken und die Antwort auf manch bitteres
Warum geben würden.

In meinem Erinnern aber wird dieser Besuch
bei Meister Thoma lebenslang als eine stille
gesegnete Stunde weiterleben. Wer aber auch
eine Hans Thomastunde erleben möchte, schenke
seinen Schöpfungen eine Sonntagsstunde, aber
eine heimliche, hinter verschlossenen Türen.

Stichs.

*) Die Originalradierungen mit der eigenhändigen
Unterschrift des Meisters sind bei der Geschäftsstelle der
Internierten-Zeitung, Effingerstr. 6a, einzusehen und zu
Preisen von 100-200 Fr. verkäuflich. Der Ertrag ist für
die Gefangenenfürsorge bestimmt.

*So mir rüffigst Lereue, ein Zübal und frofherken
beson. wem mit der Duale farsworygauen auf waldeser
der Drück der Dufufpys ynkersub fers, sere Duce für tief
Druu molwet fuzt. Wken der Guro, der frimduobteugus
für wofers mit molwet fers, Druu wirt igs frimden vuf in
ullan Dzunefen woffellau. — Druy ffrimau hant zu
frimden wretu. —
Ant der gupfellen Dufufpys gpfreyen ynkersubwar Dualeu
writ der frimden. und frimait auf von cunffiggen wblinguen
die gupfenguren wurdun von ullan Disten der Grimat
für wromen, für wurdun der biaffe Kliffen fubru von Duce
wurt Grimat den Klumpen ist.
Kun gillfür die Gupfenguren in Galeffwuzit und Gedrit
für wurdun bit igs Dündel pfänge. Die Grit ist die
fufewen für fufet fufes und unpfellus Druu frimduobigen
frimden für der ulla Dufufpys fittet. — Die Grit ist fufewen
aller Klumpenwuden Druy igs Dündel tabant ffrimden fufet
für ulla der Grimat für. Und wolla auf die Klumpen in
die Druygringelufte indiffe Grimat wiff möglig für, so Druy
das für mit een lufes Goffwunffiggen rit der Grimat
die Druydrüff in wurdun lufes.
Ging der gill woff wuff der wurt: Druu wirt unfer
Kunnt woll Cufant für und unfer Gunge woll Klumpen.*

Am 10. Sept. 1917

Interniertengräber.

Nicht allen, die krank und siech nach der Schweiz kamen, war es bestimmt, auf dieser Friedensinsel Heilung und Genesung zu finden. Für manchen wurde trotz aufopferungsvoller Pflege und treuester ärztlicher Fürsorge die Schweizer Erde zur letzten Ruhestätte. Es war stets das Bestreben der obersten Heeresleitung und des Kriegsministeriums, den Flecken Erde, wo ein braver Krieger nach Not und Tod zur letzten, ewigen Ruhe gebettet liegt, ohne Ansehen der Nation des stillen Schläfers, als heiligen Boden würdig zu kennzeichnen, dem Toten zur Ehre und kommenden Geschlechtern zur Mahnung. Auch denen, die fern der Heimat als Internierte in Schweizer Erde ihr Grab fanden, eine würdige Ruhestätte zu bereiten, ist das Bestreben der Abteilung für Gefangenfragen bei der Deutschen Gesandtschaft in Bern. Der Vertreter des Kriegsministeriums hat sich des Gedankens besonders angenommen und im Einverständnis mit seiner vorgesetzten Behörde namhafte Künstler beauftragt, für die



Mittelgruppe aus einer monumentalen Anlage über Interniertengräbern. (Entwurf.)

Zeichen trauernden Gedenkens ist.

R.

An Euch!

Von Hauptmann Walter Bloem, z. Zt. im Felde.

Kameraden, als wir vor drei Jahren ausgezogen, da haben wir doch alle, nicht wahr, uns das eine gelobt: Die letzte Kugel im Lauf, die sparen wir für uns selber auf . . . lebendig soll uns keiner kriegen! Gefangen genommen zu werden — es sei denn wehrlos verwundet — das schien damals jedem von uns die äußerste Schmach, unerträglich wie ein Knechtsmal auf der Stirn.

Zwischen jener Vorstellung und dem Begriff, den wir heute mit dem Worte Kriegsgefangenschaft verbinden, liegt — der Weltkrieg. Liegen Erfahrungen von einer Ungeheuerlichkeit, vor der Worte versagen.

Millionen Soldaten aller kriegführenden Länder schmachten heute in der Kriegsgefangenschaft. Auch Deutsche zu vielen Tausenden. Und wir

*) Eine unverhoffte Unterstützung wurde der Verwirklichung dieser Bestrebung auch von privater Seite zuteil durch die 3000-Mark Stiftung des Geheimen Kommerzienrat von Guillaume, Köln.

wissen's — und schämen uns dessen nicht. Wir wissen's und haben's erlebt: der Krieg von heute stellt Anforderungen an die Menschennatur, die sehr häufig das Maß dessen, was auch die stärkste Natur, das härteste Herz ertragen kann, schlechthin übersteigen. Hier versagen ist nicht in allzu vielen Fällen Schwäche, es ist in den seltensten Schande. Es gehört nachgerade zu dem Begriff der Abwehrschlacht, daß die vordersten Linien überrannt werden. Sie trifft unverdient ein hartes Los: aber Vorwurf soll, Selbstvorwurf darf ihnen fernbleiben.

Wir wissen noch mehr. Wir wissen, daß vielfach die Besten und Tapfersten es sind, die selbst nach den unausdenkbaren Anfechtungen vieltägiger Artillerievorbereitung sich aufzuraffen vermochten, als endlich der Feind kam: sich in Gruppen, Kompagnien, ganzen Divisionen zu halten vermochten, bis sie rings umzingelt waren; sich auch dann noch inmitten ihrer zerfetzten, sterbenden Kameraden verzweifelt wehrten, bis jede Hoffnung auf Entsatz geschwunden war, weiterer Widerstand Selbstmord bedeutet haben würde. Wenn solch eine Zufallsfestung schließlich die weiße Fahne läßt — wer dürfte einen Stein auf ihre Besatzung, auf ihren Kommandanten werfen? Rühmlich also Bezwangene dürfen das Haupt hoch tragen. Es gibt einen Augenblick, wo auch der wackerste Soldat sich erinnern darf, daß das Vaterland auch nach dem Kriege noch wackre Männer braucht, daß der Tod nur solange ein Heldentod ist, als er noch Zweck hat — das

heißt solange, als Widerstand noch irgendwelche Aussicht hat, die Lage zu ändern.

Gewiß, es gibt Gefangene, die besser tot wären — es gibt Gefangene, die Geschändete sind. Ihr Gewissen ist ihr Richter.

Aber, Kameraden — wer unter euch vor seinem Gewissen bestehen kann — und der Geist unseres Heers gibt Gewähr, daß es weitaus die meisten von euch sein werden — der darf sein Haupt hoch tragen, in der Gefangenschaft heut und einstens in der Heimat, die auch er mit seinem Kampfe wie mit seinem Leiden retten half. Er wird freien Herzens und offenen Auges vor Weib und Kind einst hintreten können und unter den Volksgenossen die Arbeit seines Lebens verrichten. Und wenn einer derer, die niemals Pulver gerochen haben, einmal sich erfreuen sollte, über ihn die Nase zu rümpfen, dann werden wir Kameraden für ihn zeugen, wir, die wir's miterlebt haben, was es heutzutage bedeutet, ein Soldat zu sein. Wir, die wir nur mehr Glück gehabt haben als der Ärmste, den das furchtbarste aller Kriegslose ereilt hat.

Kopf hoch, Kameraden! Bleibt stolz und ganz in der Gefangenschaft. Laßt euch nicht zerbrechen, laßt euch nicht den Nacken beugen! Das Vaterland braucht aufrechte, fröhliche Männer. Und wenn es einstmals dankbar seine Sieger empfängt, euch wird es seinen Dank nicht versagen: denn auch ihr habt gekämpft so gut wie wir, aber ihr habt viel, viel mehr gelitten und getragen als wir — für die Rettung des Vaterlandes.



Vermißt.')

O Herr, um den mein Herz nun bebt,
Du weißt es, ob und wo er lebt?
Von schwerer Schlacht schrieb er zuletzt —
Er ist vermißt — wo weilt er jetzt?
Vermißt, das ist ein quälend Wort,
Das nagt und plaget immerfort,
Verläßt uns nicht im Tageslauf
Und weckt in stiller Nacht selbst auf.

O Herr, hast Du ihn heimgebracht
Zu Deinem Frieden aus der Schlacht?
Erlöst aus all der Hölle hier,
Damit er eilen konnt' zu Dir?
Darf er nun schau'n in Deinem Licht
Dein tröstend freundlich Angesicht?
Ja, mach' dann still uns durch sein Glück,
Daß wir ihn fordern nicht zurück.

O Herr, liegt er im Wundenschmerz
Da draus allein mit wehem Herz,
Wo niemand ihm ein Trostwort spricht

Und freundlich reicht, was ihm gebracht?
Wund draußen in des Feindes Land —
Wie fehlt ihm da der Mutter Hand,
Und seiner Heimat Haus und Glück,
Wie sehnt sich dann sein Herz zurück.

O Herr, ist er am Leib gesund
Und doch in seiner Seel so wund,
Gefangen in des Feindes Macht,
Der rauh nur seiner Qualen lacht?
Vermißt, das ist ein nagend Wort,
Das mit uns geht von Ort zu Ort.
Es hat groß Herzeleid gebracht
Und quält und ängstet Tag und Nacht.

O Herr, der Du die Liebe bist,
Du denkst auch derer, die vermißt
Und hast für sie, was ihnen fehlt;
Du bist's ja, der die Tränen zählt.
O gib denn unsern Herzen, Du,
Die Antwort, die sie bringt zur Ruh
Und stille uns in Dir allein —
Du wirst schon unser Vater sein.

Gefangenenzeitungen.

In Ergänzung unserer Notiz „Gefangenenzeitungen“, Heft 55, bringen wir heute nachfolgende Zuschrift, die uns von zwei einst erschienenen, aber dann verbotenen Gefangenenzeitungen auf Belle-Ile erzählt:

In Nummer 55 unserer Zeitung lese ich unter der Rubrik „Gefangenenzeitungen“: „In Frankreich scheint die Insel-Woche die einzige Vertreterin der im Gefangenenerlager von den Gefangenen selbst hergestellten Zeitungen zu sein.“ Zu diesem Satze möchte ich bemerken, daß es früher doch noch eine Zeitung der deutschen Kriegsgefangenen in Frankreich gab.

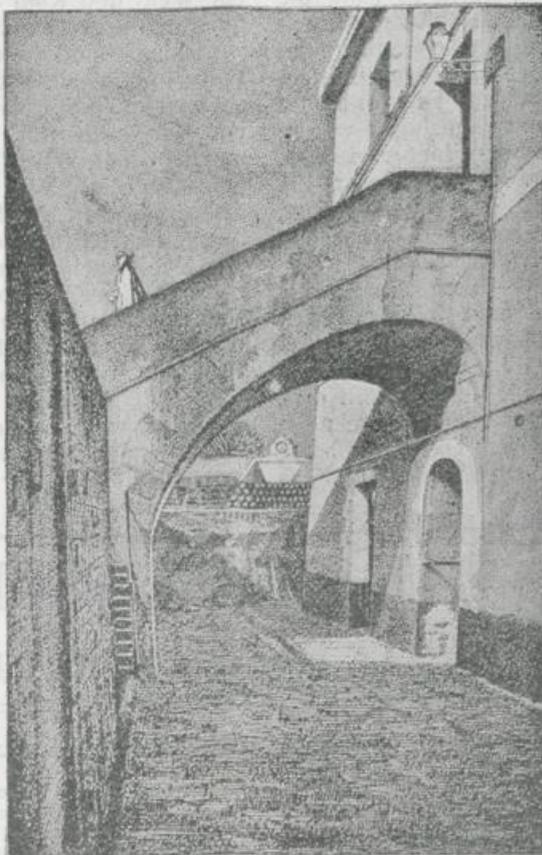
Auf der Zitadelle von Le Palais (Belle-Ile) erschien im August 1915 zum ersten Male „Die Zeitung von Belle-Ile“. Zwei Kameraden, die sich noch in Gefangenschaft befinden und ich waren die Leiter. Bei den 300 Offizieren fanden die Nummern reißenden Absatz und hatten wir alle Hände voll zu tun und konnten, da wir nur Hektographenplatten zur Verfügung hatten, doch nicht allen gerecht werden. Die Zeitung enthielt jeweils einen größeren Aufsatz über ein interessantes Thema; eine Wochenschau, die die täglichen Vorgänge und Veränderungen auf der Insel wiedergab; eine Kritik der veranstalteten musikalischen, dramatischen oder sportlichen Vorführungen, Gedichte, Anzeigen und viele Illustrationen. Ein besonders interessanter Druck, von dem wir zwei Auflagen erscheinen ließen und die dritte in Vorbereitung hatten, ist unser „Adreßbuch derer von Belle-Ile“ gewesen. Es war ein bleibendes Andenken für jeden im Offizierlager zu Belle-Ile gefangenen Kameraden. Alle Namen mit Regiment und Heimatort waren dort verzeichnet, so daß man bei Durchsicht dieses Buches in späteren Jahren manche Erinnerung an einen lieben Kameraden wach rief. Als erste Vervollkommnung der Druckerei wurde für das Titelblatt und die im Verlage erscheinenden Ansichtskarten der Dreifarben-Druck durch Linoleumschnitte eingeführt. In den letzten

14 Tagen unseres Aufenthaltes auf Belle-Ile erschien die Zeitung in Lithographiedruck; wir hatten uns zwei Steine und eine Presse angeschafft. Für die französische Zensur reichten wir drei Exemplare ein, und zwar für das Kriegsministerium, für den General der Region und für den Kommandanten.

Da wurde Ende Februar 1916 dieses Lager aufgehoben, weil unsere Unterseeboote zu dicht an den Hafen von Le Palais herankamen und damit war der Zeitung von Belle-Ile ein Ende bereitet. Im Lager von St. Angern, wo wir dann hinkamen, wurden uns zunächst unsere Steine und sonstiges Material im Werte von ca. 500 Frs. nicht ausgeliefert. Dann wurden mir als Leiter sämtliche Nummern bis auf die letzte fortgenommen trotz meines Einspruchs und den Hinweis auf die schon erfolgte Zensur,

ebenso die im Verlage erschienenen Vortragsfolgen der Vorführungen. Im übrigen wurde dort die Herausgabe einer Zeitung verboten. Wir hätten aber auch keinen Platz zum drucken gehabt, da wir selbst zu sehr eingekerkert waren. Ich füge nun zwei im Verlage erschienene Ansichtskarten bei, welche samt der letzten Nummer auf der Ausstellung in Frankfurt a. M. waren. Gegen Ende unseres Aufenthalts in Belle Ile erschien auch noch unter Leitung von Stabsveterinär Bertelsmeyer eine Zeitung „Aus ernsten Tagen“, die vor allen Dingen sehr nette Abbildungen brachte und trotz dieser beiden Zeitungen war die Nachfrage bei den inzwischen auf 360 angewachsenen Offizieren nicht gedeckt.

R. Eger.



Aufgang zur Zitadelle (Belle-Ile).

Steinzeichnung und Ausführung von dort gefangen gehaltenen Offizieren.

Ebenfalls unerwähnt war in Heft 55 die „Zeitung für die deutschen Kriegsgefangenen“ geblieben, herausgegeben in Paris von der französischen Regierung. Diese Zeitung, von Charles Dumas redigiert im Verlag Rirochovsky (Paris) hat heute schon die 100. Nummer erreicht und soll den Gefangenen die untersagte deutsche und französische Zeitungskost ersetzen und den Mangel an Gefangenenzeitungen (von den Gefangenen selbst hergestellt) ausgleichen.

Die Aufnahme von Druckproben wurden der Internierten-Zeitung von der Zensur nicht gestattet.

Neues von Hieronymus.*)

Hieronymus Müller, alias Müller III, ist noch nicht in ein Arbeitslager gekommen: er lieferte folgenden neuen Streich:

In Gedanken. Kantinezeit. Hieronymus strebt langsam der Kantine zu. Führt unterwegs Selbstgespräche; stößt dann auf der Lagerstraße auf einen Bekannten. Dieser bringt ihn mit einem Dutzend Zeitungsenten frischeständlicher Einfuhr in Erstarrung, dann (auf die Frage nach dem „Woher“) in ein gänzlich un-militärisches Lachen. Immer noch lachend, steht Hieronymus unvermutet am Verkaufstisch. Geduldig läßt er sich hin und her drücken und ist schließlich an der Reihe. Was wollte ich denn eigentlich? Fällt mir nicht mehr ein! Aufs Geratewohl: „Apfelsinen!“ Der englische Verkäufer versteht Zwiebeln und greift ruhig in die entsprechende Kiste; Hieronymus studiert eingehend eine Anpreisung von Kindermilch. Bezahlt seine Tüte, geht fort, erlebt draußen ein neues Aufplattern oben besagter Vögel, die er durch ein Lachen verschleicht. Er landet plötzlich vor einer Hütte, in der er früher einmal wohnte — vor kurzem ist er zum sechsten Male umgezogen — und kommt nach längerer Überlegung an seinem richtigen Bestimmungsorte an. Das erwartete Obst entpuppt sich beim näheren Zusehen als Zwiebeln, und

* Aus der Stobsiade Nr. 12, Juli 1917.

Coetquidan.

Nach der amtlichen französischen Belegliste ist das Lager Coetquidan aufgelöst worden. Dagegen erhöht sich in der Liste vom 1. September die Belegstärke von Montfort s. Meu von 1423 auf 2203 Mann. Bibliothekar Unteroffizier Meyboom schreibt am 18. September: Das früher selbständige Camp de Coetquidan mit seinen Detachements gehört jetzt zu Montfort; allerdings ist der größte Teil der Bücherei dort verblieben.

Montville.

Hier befinden sich zwei getrennte Detachements: 1. mit ausschließlich österreichischen Kriegsgefangenen (1118 Mann), 2. mit 214 deutschen Kriegsgefangenen.

Lagerveränderungen auf Korsika.

In Korsika bestehen z. Zt. vier Zivilgefangenenlager: Marsiglia, Luri, Corbara und Oletta, sowie ein Kriegsgefangenenlager in Cervione. Das bisherige Kriegsgefangenen-Depot in Castelluccio ist nach einer Mitteilung aus Paris und nach amtlicher französischer Liste nach Cervione an der Ostküste der Insel verlegt worden. Das Depot umfaßte am 1. September 134 Mann, von denen sich 14 Mann im Lazarett von Cervione befanden, während die übrigen in Arbeitsgruppen eingeteilt außerhalb des Depots arbeiteten.

St. Ouen du Breuil.

Nach einem Bericht des Lagerkommandanten vom 12. Oktober 1917 wird dieses Lager demnächst vollständig aufgelöst.



Deutsches Internierten-Theater Davos. *)

Von Liebhabern veranstaltete Wohltätigkeitsaufführungen pflegt man im allgemeinen mit milder Nachsicht zu beurteilen. Es bedeutet wohl das größte Lob für unsere feldgrauen Künstler, daß der außerordentliche Erfolg, den sie am Donnerstag vor einem ausverkauften Hause errangen, auch von einem strengen Urteil als wohlverdient und vollberechtigt angesehen werden muß. Es ist staunenswert, was die Truppe, ungeachtet der mancherlei durch Austausch und Versetzungen verursachten Besetzungsschwierigkeiten, leistet. Sie brachte Richard Voß' „Schuldig“ zur Aufführung, eines jener grobgezimmerten Stücke von unfehlbarer Bühnenwirkung. Doch es hat seine Tücken, denn die Handlung, die in düsteren, oft zu krassen Farben die grausamen Folgen eines Justizmordes zeigt, ist durchsetzt mit langen moralisierenden Betrachtungen. Es glückte sämtlichen Mitwirkenden, diese toten Stellen zu beleben, das Zusammenspiel klappte vorzüglich. Herr Meyer erschütterte als unschuldiger Zuchthäuser Thomas Lehr aufs tiefste, seine beste Leistung bot er wohl in der großen Auseinandersetzung mit seinem Sohne im letzten Akte. Überaus packend gab Herr Weiland den zwischen Gewissensqualen und verbissenem Trotz hin und her geschleuderten Verbrecher, Herr Warnicke war ein gewandter Staatsanwalt, dem auch echte Herzensteine nicht fehlten. Herr Jost lieb der schwierigen Rolle seines idealgesinnten Assessors persönliches Leben. Ausgezeichnet war die Familie des unglücklichen Thomas. Fräulein Hüttemann fand als Mutter feindurchdachte Steigerungen, Fräulein Käslin gestaltete die Tochter überaus lebenswahr und überzeugte in der Wandlung von dem lebenslustigen, sich aus dem Sumpf sehrenden Mädchen zur glückstrahlenden Braut, Herr Hertwig war ein in trotzigem Jugendmut gegen feindselige Lebensmächte aufbegehrender Sohn. Herr Matthes spielt den brutalen und zynischen „Beschützer“ der leidbeladenen Familie mit famoser Sicherheit. Besondere Erwähnung verdienen noch die Herren Brabender als treuherziger Bräutigam, Blattner als pedantischer Zuchthausdirektor, Schürmann als alter Gefangenewart. Die übrigen Mitwirkenden — Fräulein Hennig, die Herren Ferck, Täuscher, Schuppan — seien mit einem Gesamtlob bedacht. Der Spielleiter Herr

*) Aus der Davoser Zeitung vom 19. Oktober 1917.

Meyer hatte für überaus wirksame Bühnenbilder gesorgt. Das Publikum zeigte sich aufs tiefste ergriffen und spendete lebhaftesten Beifall.

Wie wir hören, gedenkt das Interniertentheater für seine nächste Aufführung ein heiteres Stück zu wählen. Diese Absicht wär nur zu begrüßen, da wir hier in Davos an ernstesten Darbietungen keinen Mangel haben, und unsere feldgrauen Gäste nun wiederholt bewiesen haben, daß sie auch der tragischen Kunst vollauf gerecht werden können. Wir wünschen ihnen von Herzen ein weiteres volles Gelingen.

M. P.

Am 19. Oktober wurde das Eiserne Kreuz II. Klasse durch Herrn Hauptmann von Goertzke dem Oberjäger Richard Plaschke, Garde-Schützen-Bataillon, und dem Reservist Rudolf Scheel, Res.-Inf.-Reg. 101, überreicht.

Kerns.

Wie der Krieg mit grauser Hand schon viele Hunderttausend der engsten Familienbände jäh zerrissen hat und noch tagtäglich so manches traute Glück für immer zerstört, so bringt er in vereinzelt Fällen auch das Gegenteil zuwege: er führt die Menschen zusammen und knüpft zwischen ihnen die heiligsten Bande. Es ist nicht das erstemal, daß ein Tapferer, der mutvoll die Wunden des Feldzuges und die Leiden der Gefangenschaft getragen, der gastlichen Schweiz außer körperlicher Genesung und seelischer Wiederaufrichtung nun auch die Begründung seines Lebensglücks zu danken hat. Am 25. September 1917 waren wir Zeuge eines frohen Ereignisses. In Luzern fand die Trauung des Gefreiten Theo Vossen vom I.-R. 40 mit Fräulein Leni Dreyer aus Luzern statt. Nach der Feier im Familienkreise bereitete das junge Paar seinen Freunden von Burgfluh ein gemütliches Fest im Hotel Krone zu Kerns. Das Internierten-Streichorchester wartete mit einer Reihe guter musikalischer Darbietungen auf. Herr Leutnant Minn entbot den Neuvermählten im Auftrage des rangältesten deutschen Offiziers die Glückwünsche des Offizierkorps. Bei Rede und Lied, Scherz und Gläserklang flossen die Stunden angenehm dahin, und manches Hoch klang in die sternenhelle Herbstnacht. Möge der gemeinsame Lebensweg des jungen Ehepaares ein recht sonniger sein, reich umblüht von Glück und Zufriedenheit!

P., Gefr.

Maler Heinz Höffer. *)

Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen als ein Reicher in das Himmelreich, — und eher wird ein wackerer Kerl, der mit den widrigsten Umständen zu kämpfen hat, ein Künstler (und müßte er mit Kohle und Kienruß auf Mauern zeichnen) als der weichgebettete Liebling des Glücks, dem die Götter die gebratenen Tauben mitsamt dem Besteck zum Schornstein hereinwerfen. An diese (trotz Goethe unumstößliche) Wahrheit wurde ich erinnert, als mich ein Freund in einem Außenquartier Luzerns um verschiedene Hindernisse landwirtschaftlicher Art und über

die das Entzücken des Speießers hervorrufen, sondern kraftvolle Köpfe, wuchlig erfaßt und mit wenigen und einfachen Mitteln auf der Leinwand festgehalten, eindrucksmäßige Landschaften und vor allem Bilder aus den jüngsten Erlebnissen des Malers, aus der Sommeschlacht, leuchteten von den Wänden, in den hellen Farben, die wir seit Hodler gewohnt sind, seit Hodler, der unzweifelhaft an diesem jungen Maler die Prophetentaufe vorgenommen hat, die ein jeder Künstler durchmacht, bis er sich zu seinem eigenen Wege durchringt. (Ich freue mich über



Schweizer Mädchen.
Gemälde von Th. Heinz Höffer.

eine kühn angelegte Hühnerstiege zu einem Raum emporführte, von dem er behauptete, er beherberge einen jungen Kunstmaler. Zwar bin ich daran gewohnt, die Diener und Priester der Kunst nicht im Viertel der Krösusse zu suchen; meine Freunde Karl Schobinger und Hans Zürcher malen wahrhaftig auch nicht auf den Marmorfliesen eines Renaissancepalastes („Es glänzt der Saal, es schimmert das Gemach!“); aber ich war gleichwohl skeptisch; denn der Vorbesitz eines Ateliers im verlorensten Winkel eines Dorfs verbürgt noch nicht die künstlerische Befähigung, so wohlthätig er im übrigen darauf einwirken mag. Wie angenehm wurde ich enttäuscht, als ein junger Mann, in die feldgrüne Uniform der deutschen Jäger gekleidet, von innen die Tür öffnete, die in rätselhafter Weise nach zwei Seiten zugleich aufging. Ein Blick auf die Wand überzeugte und beschämte mich, der ich immer leise gefürchtet hatte, die Erzeugnisse eines Dilettanten vorzufinden. Was da hing, zeigte sofort die Klau des Löwen: Nicht süße Bilder,

das Verständnis und die Förderung, die der junge Maler bei seinem Lehrer Hans Bachmann, trotz der Wesensverschiedenheit, die zwischen dem Lehrer und dem Schüler bestand, in der Luzerner Kunstgewerbeschule gefunden hat.) Was bei Höffer, diesem Fünfundzwanzigjährigen, zu den schönsten Hoffnungen berechtigt, das ist seine große Selbstzucht, seine Fähigkeit der höchsten Vereinfachung („Kunst ist das Weglassen des Unwichtigen!“) und die Kraft des packenden Ausdruckes. Man kann nicht müde werden, die sprechenden Gesichter dieser Krieger anzusehen, und die dargestellten Vorgänge, Augenblicke heftigster körperlicher und seelischer Bewegung, reden eine eindringlichere Sprache als die Generalstabsberichte aus diesem Kriege. Mit aufrichtiger Achtung drückte ich dem jungen Maler, in dessen Gesicht die durstigen Augen des Künstlers brennen, die Hand und freute mich darüber, daß das blutige Weltgeschehen eine junge Hoffnung verschonte.

F. D.

*) Aus Nr. 245 des Luzerner Tageblattes.

Die Technische Interniertenschule Zürich.

Eine Woche nach dem Hindenburgtag führte uns wiederum ein freudiger Anlaß zu einer Schulfeier zusammen. Am 10. Oktober beging unser hoher Protektor, Herzog Adolf Friedrich zu Mecklenburg, seinen Geburtstag. Im reich geschmückten Ausstellungssaal der Schule versammelten sich vormittags 11 Uhr die Lehrer und Schüler sowie einige Freunde. Mit dem begeisternden klangvollen Gesang „O Deutschland hoch in Ehren!“ wurde die Feier eingeleitet. Der Anstaltsleiter, Leutnant Dr. Lutz, ergriff hierauf das Wort und erwähnte zunächst die Entstehung des Protektorats und die unermüdete Hingabe des Herzogs für die Schule, die er vom ersten Tage an bekundet und bis heute erhalten habe. Im weiteren gab er einen Abriss des selten arbeitsfrohen und erfolgreichen Lebens. Schon in seiner Schulzeit durchwanderte der rege Geist des jungen Fürsten mit fast prophetischer Vorahnung ferne Weltteile und träumte von dem Zauber unerschlossener Gebiete. Sein Jugendsehnen fand in dem

gereicht hatten. Später durchquerte er im Kraftwagen unter unsäglichen Mühen und Beschwerden, von Sven Hedin begleitet, Kleinasien und Mesopotamien bis Bagdad. Im Stabe des Generalfeldmarschalls von Mackensen beteiligte er sich an den Kämpfen in der Dobrudscha.

Zum Schluß erging sich der Redner noch über die Persönlichkeit des Fürsten, der in seiner schlichten herzlichen Art, in jedem, der ihm näher treten dürfte, unaussprechliche Eindrücke hinterlasse. Ein dreifaches kräftiges Hurra und eine Glückwunschkpesche schlossen die Feier. Unter den Klängen des Liedes „Deutschland, Deutschland über alles“ verließen die Teilnehmer den Saal.

Am Abend trafen sich Lehrer und Schüler mit Angehörigen beim „Herzogschoppen“, um auf das Wohl ihres Schutzherrn ein Glas zu leeren. Verschönt wurde der Abend, bei dem Leutnant Lutz noch einmal des Jubilars, sowie der Spender des Umtrunks gedachte, durch den Vortrag einiger stimmungsvollen Chöre, die der Deutsche Männergesangsverein zum Besten gab. Die Feier, die uns



Erzeugnisse der Interniertenwerkstätte für Porzellanmalerei in Ragaz.

gereiften Mann die Erfüllung; in zwei beispiellos kühnen und erfolgreichen Expeditionen durchquerte er, Führer und Forscher zugleich, mit einem Stab tüchtiger Gelehrten den Schwarzen Erdteil zum Teil durch noch völlig unbekannte Gebiete. Die außergewöhnlichen Schwierigkeiten und Gefahren, die Ruhe und Sicherheit des Meisterschützen, die Fürsorge für die Gefährten, die gewinnende Art des großen „Massa“ im Umgang mit den Eingeborenen, die Kaltblütigkeit in kritischen Lagen fanden an manchen, durch Erlebnisse erläuterten Beispielen lebendige Darstellung. Besonders eindringlich wurde die reiche wissenschaftliche Ausbeute gewürdigt. An Hand von Karten folgten wir der ersten Expedition in den Jahren 1907/08 vom Viktoriassee bis zum Kiwusec, in die unerforschte Vulkanwelt, von da durch die in erstaunlicher Lebensfülle prangenden tropischen Regenwälder des Ituri-Aruwimi bis zur Kongomündung. Zwei Jahre später finden wir den unermüdeten Forscher und Weidmann auf einer großen Reise vom Kongo zum Niger, die im Gebiet des Tschadsees und unsrer Kolonie Nordkamerun besonders erspriessliche Arbeit leistete. Teile der Expedition drangen bis zum Nil vor. Die hierüber erschienenen beiden Werke wurden besonders gewürdigt.

Als Gouverneur von Togo konnte Herzog Adolf Friedrich dann in den folgenden Jahren die auf den großen Reisen erworbenen Erfahrungen verwenden und damit der aufblühenden Kolonie, die hoffentlich wieder nach dem Kriege in deutschen Besitz zurückgelangen wird, unschätzbare Dienste leisten.

Im Kriege nahm Seine Hoheit als Führer des Kaiserlichen Automobilkorps an den Kämpfen im Osten teil, trat die denkwürdige Fahrt im Zeppelin nach Sofia an, bevor die verbündeten Armeen den Bulgaren die Hand

wertvolle neue Eindrücke brachte und uns mit Liebe und neuem Sehnen nach dem Vaterland blicken ließen, war eine willkommene Unterbrechung unsres angestrengten Studiums, das nun mit neuem Eifer bis zum glücklichen Examen durchgeführt werden wird. F.

Brunnen.

Am 10. und 12. Oktober abends hielt uns Feldkaplan Pater Pankratius seinen ersten vaterländischen Vortrag. Er kündete zunächst an, daß er etwa jeden Monat einmal über die Zustände in der Heimat, die allgemeine Lage drinnen und draußen und auch über seine Erfahrungen im Auslande sprechen wird. Diese Ansprachen haben mit der konfessionellen Stellung des einzelnen nichts zu tun, sondern werden ganz allgemein gehalten sein. Den heutigen Vortrag nennt er einen Programmvortrag, der darlegen soll, welche allgemeinen Gedanken an den späteren Abenden ausführlicher behandelt werden und welche Grundstimmung alle Vorträge beherrschen wird. Er schließt an das Thema an: Was erwartet das Vaterland von seinen Internierten? Die umfassende Antwort lautet: Daß sie sich als echte Deutsche bewahren und bewähren. Wie können sie das? Durch Pflege deutscher Vaterlandsliebe, deutschen Soldatensinnes, deutscher Lebens- und Schaffensfreudigkeit, deutscher Treue. In diesem Rahmen entwickelte der Redner eine Fülle von anregenden Gedanken. Er sprach von der vernunftgemäßen Vaterlandsliebe, die dem heimatlichen Boden entquillt, welche sich aber paart mit der religiösen, der christlichen Vaterlandsliebe, die dem Kern des deutschen Wesens, der Gemütsiefe entspringt und deren vorbildlichster Vertreter Kaiser Wilhelm II. ist, dessen Verant-

wortungsgefühl vor dem höchsten Gott so oft in Erscheinung getreten ist. Beide in ihrer Mischung geben der deutschen Vaterlandsliebe ihren charakteristischen Gehalt. Er sprach weiter vom rechten deutschen Soldatensinn, dessen Fundament die freiwillige, vernünftige Subordination ist. Unsere Gegner haben das wohl erkannt und hier eingesetzt, um unsere militärische Kraft, unsere Widerstandsfähigkeit am Lebensnerv zu treffen. Und bei manchen kurzsichtigen Leuten, die die Disziplin als augenblickliche Unbequemlichkeit empfinden, ist es ihnen auch mehr oder weniger gelungen, wofür der Redner Beispiele anführt. Darum mag jeder, der sein Vaterland lieb hat und zu dessen Weiterbestehen mitarbeiten will — und das Vaterland bist ja du selbst, das Wohl des Vaterlandes bedeutet ja zugleich das Wohl deiner Familie und aller ihrer einzelnen Glieder, die von Kindheit an im Schutze der vaterländischen Gesetzgebung leben — jeder mag daher an sich selbst und in Einwirkung auf unvernünftige Andere darauf sehen, daß unser deutscher Soldatensinn lebendig bleibe. — Unsern deutschen Lebensernst, aber auch die Lebensfreudigkeit sollen wir uns bewahren. Nicht jenen rauschenden, lauten Sinnengenuß — der ist entbehrlich —, sondern eine tiefere, innere Freude, ein fröhliches Hoffen, einen überzeugten Optimismus, der alle wehleidigen, kopfhängerischen Gedanken, die sich bei manchen Menschen manchmal einstellen wollen, kraftvoll überwindet. Und wir dürfen getrost der Zukunft entgegensehen. Das deutsche Heer und das deutsche Volk haben ungeheuer viel mehr geleistet, als man zu Beginn des Krieges auch nur im entferntesten zu hoffen wagte. „Es hat noch immer alles gut gegangen.“ Diese Lebensfreudigkeit wird uns auch unsere Schaffensfreudigkeit erhalten. Leben heißt sich betätigen, und gerade den Schweizern gegenüber wollen wir uns als rühriges Volk, nicht als Nation von Faulenzern und Tagedieben zeigen, zumal ja die Früchte unsrer Arbeit nach unsern Gastfreunden uns selbst zugute kommen. Freudige und gewissenhafte Arbeit leisten, dient so gut unserm guten Ruf und unserm Ansehen, wie sich selbst als disziplinierten Soldaten zu zeigen! — Und endlich mahnt der Redner: Seid getreu! Nicht nur treu als Männern dem Vaterlande, sondern auch treu als Söhne der Mutter, die euch erwartet gut und rein, wie ihr von ihr ginget; treu als Gatte der Gattin, die in gleicher Treue euer Hauswesen, eure Kinder hütet; treu als Bräutigam der Braut, die um euch bangte, als ihr in

Not und Gefahr waret. Vergiftet nicht leichtsinnig euer Leben in lockerer Gesellschaft, sondern denket der deutschen Mädchen, die in der Heimat eurer harren, um euch einst freudig als ehrliche deutsche Männer zu grüßen. So machen wir uns selbst und dem Vaterlande Ehre! — Der Vortrag schloß mit dem gemeinsamen Liede: „Treue Liebe bis zum Grabe.“ Wir erwarten mit Interesse die nächsten Vorträge.

Waldstatt.

Mit einer längeren Höhentour durchs Alpensteingebiet unter Führung des Schweizer Platzkommandanten Herrn Hauptmann Dr. Frösch fanden die Bergtouren für dieses Jahr ihren Abschluß. Inzwischen war von der Gesangsabteilung ein Unterhaltungsabend aufs Beste vorbereitet. Nach der Ankunft der neuen Internierten fand derselbe Ende September statt. Der geräumige Saal des Kurhauses Hirschen war fast zu klein, alle Gäste, darunter auch der Schweizer Platzkommandant und deutsche Offiziere aus dem nahen Herisau, zu fassen. In der Begrüßungsrede brachte der Leiter der Gesangsabteilung, Musketier Schlotfeldt, unsern Dank der Schweiz gegenüber für das große Werk der Internierung in vollendeter Form zum Ausdruck. Den Höhepunkt des Abends bildete die Überreichung der silbernen Brosche zur Erinnerung an die Internierung an Frau Uhl, Gemahlin des Besitzers unseres Hotels, durch den deutschen Arbeitsoffizier.

Die Waldstätter Internierten konnten von 12 $\frac{1}{2}$ Zentner Saatkartoffeln 123 Zentner Speisekartoffeln ernten. H. N.

Rabius.

Die Unterrichtskurse haben ihren Anfang genommen und mit sehr großem Eifer hat sich fast alles zu dem Unterricht gedrängt. Da viele Kurse in allen möglichen Fächern abgehalten werden, wird für jeden etwas geboten und es ist sehr erfreulich, konstatieren zu können, daß die bekannte deutsche Unternehmungslust und Lernbegier auch hier in Rabius bei den Internierten ihre schönsten Blüten treiben. Neben den fast den ganzen Tag ausfüllenden Arbeiten wird aber doch auch Sport und Vergnügen nicht ganz vergessen. Eine mit den primitivsten Mitteln selbst hergestellte Kegelbahn wurde feierlichst eröffnet und ist in der Freizeit stets gut besetzt. F.

Bücherschau.

Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft. Von Johannes Dierauer. Fünfter Band. Bis 1848. Gotha. F. A. Perthes. 1917. XXXVI und 807 Seiten.

Es ist begreiflich, daß die deutschen Internierten in der Schweiz den Wunsch hegen, sich genauer über die Geschichte des Landes zu unterrichten, das ihnen nach der Zeit der Gefangenschaft bis zur ersehnten Rückkehr in das Vaterland gastfreundlich ein Obdach gewährt. Unter den zahlreichen größeren und kleineren Werken, die hierfür in Frage kommen können, nimmt dasjenige des ausgezeichneten Sankt Galler Historikers Johannes Dierauer unzweifelhaft den ersten Platz ein. Mit dem fünften, vor kurzem erschienenen Bande, liegt es nunmehr abgeschlossen vor. Denn es weiter zu führen als bis zur Begründung des innerlich festgefügteten, nach außen hin unwandelbar neutralen Bundesstaates, war nicht die Absicht des Verfassers. Die Fortsetzung bis zur Revision der

Bundesverfassung im Jahre 1874 oder bis zur Schwelle des laufenden Jahrhunderts will er, wie er in der Vorrede zum fünften Band sagt, einer jüngeren Kraft überlassen. Mit Genugtuung darf er auf eine Arbeit zurückblicken, die er vor dreißig Jahren begonnen und seitdem mit unermüdlicher Energie fortgeführt hat. Der erste Band seines Werkes, das einen Teil der im Verlag von F. A. Perthes erscheinenden „Geschichte der europäischen Staaten“ bildet, trat 1887 ans Licht und wurde sofort von der zuständigen Kritik als eine Meisterleistung begrüßt. Was dieser erste Band versprach, haben die folgenden gehalten. Bewundernswerte Beherrschung der einheimischen und fremden Literatur, sorgfältigste Sichtung der Überlieferung mittels vorurteilsloser Benutzung und Prüfung der Quellen, Verschmähen alles gelehrten Prunkes trotz der Fülle lehrreicher Anmerkungen, kunstvolle Gruppierung des massenhaften, mitunter spröden Stoffes, lichtvolle und

lebhaft, aber stets von leidenschaftlicher Parteinahme oder willkürlicher Tendenz freie Darstellung: alles dies findet sich in dem monumentalen Werk Dierauers vereinigt und macht seine Lektüre neben der Belehrung zum Genuß. Der äußere Erfolg, Neuauflagen der ersten Bände sowie eine französische Übersetzung hat ihm denn

auch nicht gefehlt. Möge es die verdiente Achtung aller derer finden, die als deutsche Krieger in die Schweiz verschlagen für die Kenntnis ihrer Geschichte sich eines zuverlässigen Führers zu versichern wünschen.

Zürich, Oktober 1917.

Alfred Stern.



Herbststurm.

Dieser graue Regentag
Will mich still und traurig machen.
Doch der Herbststurm fegt hinein;
Jauchzend klingt sein wildes Lachen.

Und er peitscht den nassen Wald,
Daß die Blätter wirbelnd fliegen,
Daß die Bäume ehrfurchtsvoll
Vor ihm tief die Kronen biegen,

Daß sie bis ins Mark hinein
Vor ihm beben und erzittern,
Daß sie auf im Schmerze schrei'n
Wenn die dürrn Äste splintern.

Und der Sturmwind stößt ein Lied
Heldenstark ins Wipfelwiegen:
Über Tod und Blätterfall
Wird im Lenz das Leben siegen. —

Dieser graue Regentag
Wollte mich erst traurig machen,
Und nun muß ich mit dem Sturm
Durch den Tod ins Leben lachen.

L. W., Int.

Dr. Martin Luthers Silberbecher.

Erzählung von Karl Hesselbacher.

Es war im Monat Mai 1541. In einem Dachstüblein zu Wittenberg saß der Studiosus der Gottesgelahrtheit Leonhard Ratzberger aus Dillen- burg im Frankenland. Vor ihm lag ein aufgeschlagener Brief, den ihm ein Frachtfuhrmann von den Fuggers in Augsburg gebracht hatte. Draußen vor dem Fenster klang noch das fröhliche Peitschenknallen des Fortfahrenden. Aber dem Studiosus war nicht ums Singen und Blasen. Die hellen Tränen liefen über das schmale Antlitz, dem man es anmerkte, daß der Studiosus wohl dicke Hefte voll fleißiger Arbeit geschrieben hatte, aber daß er nur schmale Bissen für seinen langen Leib besaß. Und sein Röcklein, das er an diesen langen Leibe trug, zeigte nichts von der Seiden- und Sammethoffart seiner Mitstudierenden, die mit gepufften Ärmeln und wallenden Federn am Hut stolz wie die Herren der Erde über das spitze Pflaster des Städtleins schritten und ihre Hieber auf die Steine saufen

ließen, daß die Funken stoben. Leonhard Ratzberger war ein bescheiden Bürschlein und schob sich in seinem abgetragenen schwarzen Mäntelein scheu durch die feinen Herrlein durch; er war froh, wenn er im Hörsaal zu Füßen des Doktor Luther ein stilles Plätzlein fand, wo er nichts anderes mehr hörte als seine mächtigen Worte, die er fein säuberlich in sein Kollegienheft einschrieb. Und Nacht für Nacht sah man den dünnen Schein eines winzigen Öllämpelchens bis zur mitternächtigen Stunde durch das Dachfensterlein blinken, wenn der Studiosus hinter seinen Büchern saß. Die Wirtin, bei der er wohnte, die ein weiches und mitleidiges Gemüt hatte, hat ihm manchmal, wenn der Winter gar so hart schloß, ein paar Buchenscheiter „um Gotteswillen“ in sein Öflein geschoben, daß das junge Blut nicht ganz und gar zu Stein und Bein froh. Lächelnd hat er's der Guten gedankt und dabei gemeint: „Sie muß einmal ein gut Plätzlein haben, wenn sie droben bei allen Heiligen wohnen darf, weil sie mir armen Lazarus die rotgefrorenen Finger so fein mit ihrer Holzspende zu heilen weiß.“ Und die Frau Hödler hat dann allemal zugesetzt: „Gott woll's in Gnaden bescheren. Aber der Herr Leonhard ist mir ans Herz gewachsen, als sei er mein eigen Fleisch und Blut. Denk ich doch allemal, wenn er die Treppe heraufspringt, es sei mein Jörg, der seit Jahr und Tag mit den Frundsbergischen in der weiten Welt herumzieht und bei Türken und Heiden deutsche Hiebe austeilt.“

Da mußte der Leonhard trotz aller Kälte und allen Hungers lachen: „Ums Hiebeausteilen ist mir's mein Lebtag noch nicht gewesen. Schätz eher, daß ich zum Wundenheilen da bin, als zum Wundenschlagen. Und wenn mir einmal der Jörg unter die Finger kommen sollt', in irgend einer Pfarre im Frankenland, will ich's ihm lohnen, was seine Mutter an mir getan.“ Sind damals der abgedienten Landsknechte mehr als einer auf kümmerlicher Landfahr von Tür zu Tür gezogen, wenn die Kriegshoffart sich in die Bettlerlumpen der Friedenszeit verwandelt hat. Und

Bürger und Bauer hat dem wilden Volk nur ungern die Tür geöffnet. Drum hat die Frau Hödler nochmals tief aufgeseufzt: „Das woll' Gott in Gnaden bescheren!“

Heute aber war es dem Leonhard Ratzberger nicht mehr ums Scherzen, und Pläne für die Zukunft tanzten nicht vor seinen Augen herum. Denn der Brief, den ihm der Fuhrmann gebracht hatte, war von seinem Vatersbruder aus der Heimat, und in dem Brief stand geschrieben: „Tu dir zu wissen, geliebter Neffe, daß deine Frau Mutter, die Kantorswitwe Ratzberger, meines abgeschiedenen Bruders treuherzige Eheliebste, von einem harten Gebrechen ist b. fallen worden. Fürchte gar, daß ihres zeitlichen Wallens nicht mehr lang sein wird. Und sie selbst hat sich christlich und gottesfürchtig auf einen baldigen Heimgang beschieden. Drum ist ihr sehnlichster Wunsch, daß sie nur noch einmal ihres lieben Sohnes leibliches Angesicht schauen möchte, ehe sie von hinnen fahren muß. Und sie möchte von ihrem Sohne gesegnet werden, weil er doch bald ein Diener des Herrn sein wird. Denkt allbereits, daß du, lieber Neffe, in deinem Gebet eine sonderliche Kraft und eine köstliche Tröstung ihr könnest angedeihen lassen. Mache dich daher bald auf und siehe, daß du ins Frankenland fahrest. — Gottes Friede sei mit dir!“

Drum hatte der Studiosus sein Haupt auf seine Hände gestützt, daß sein langes Haar auf den Tannentisch hinabwallte. Und er sann und sann. Denn sein Geldbeutel war bis auf den Boden leer. Er mußte, wenn er zur Hochschule zog, auf Schusters Rappen fahren, und wenn es in die Heimat ging, wurde dasselbige Rößlein angespannt. Und des Rößleins Trab ging nicht zum schnellsten, wenn auch des Studiosus Heimweh seinen Schritt nach Kräften beflügelte. Aber wenn er jetzt auf diesem Rößlein reiten wollte, konnte die Mutter daheim sterben und verderben, ehe er den fränkischen Gau sah.

Zum Mittagstisch durfte er bei einigen wohlhabenden Familien der Stadt ankehren. Und an einem Wochentag hatte ihm der Doktor Luther sein Haus geöffnet. Das war sein Freudentag, wenn er mit des Doktors Hausfreunden zu Tische sitzen durfte, und des Doktors geistemächtiges Wort das einfache Mahl würzte, viel köstlicher als der feurigste fränkische Wein, den die reichen Leute zu ihren Gastereien schlürfen. Heute war wieder dieser Tag, an dem er ins Schwarze Kloster kommen durfte, in dem Luther sein Hauswesen nielt, seit es keine Mönche mehr zu Wittenberg gab. Draußen schien lustig die Sonne. An den Fenstern fingen die Gelbveigelein an zu blühen. Die Vöglein piffen aus den Gärten, und es war, als langten hundert freundliche Hände durch das offene Dachfenster herein zu dem armen Burschen und zögen ihn hinaus in das helle Land zur Wanderfahrt. Aber — wandern mit einem beschwerten Herzen hat noch nie gut getan. Da hängt sich's an die Schuhsohlen wie

mit Bleiklötzen, und der blaueste Himmel sieht aus, als hätte er ein Trauergewand an, und die lachendste Wiese guckt grämlich drein. So war es dem Leonhard Ratzberger zu Mut, als er sein Ränzel schnürte, um dem Doktor Luther noch ein Abschiedswörtlein zu sagen, ehe er aus Wittenbergs engen Gassen den Wandergang antrat zum fernen Frankenland.

Dieselbe Sonne, die in des Studiosen Leonhard Ratzbergers Herz vergeblich hineinlachte, flog mit jubelndem Grüßen über des Doktor Luther Arbeitsstube im Schwarzen Kloster. Vor ihm lag das Bibelbuch aufgeschlagen, und er las die Stelle Epheser am fünften: „Wandelt wie die Kinder des Lichts!“ Da hob er sich von seinem Eichenstuhl und trat ans Fenster. Vor ihm lag das weite grüne Land, durch das die Elbe blitzend ihren Gang zog, und als die Sonne drauf lachte wie ein fröhlich Kind, war dem Doktor, als sähe er des Herrgotts lichte Augen über die weite Welt aufgeschlagen, und in dem Grund dieser Augen funkelte die ewige Liebe.

„Das ewig Licht geht da herein,
gibt der Welt ein'n neuen Schein,
es leucht't wohl mitten in der Nacht
und uns zu Lichtes Kindern macht!“

sang er leise mit seinem zarten Tenor, den freilich das Alter schon etwas verschleiert hatte. Und dann rief er durch das geöffnete Fenster zu seiner Hausfrau hinab, die dort die jungen Küchlein fütterte: „Ist mir, als sei mitten im Frühling das liebe Weihnachtsfest kommen. So licht ist mein Herz nach all der bösen Zeit, da ich krank gelegen.“ Und Frau Käthe winkte mit der Hand: „Drum dank ich's dem Weihnachtsherrn, daß er mir meinen Gemahl wieder aufs neue beschert hat!“ Da pochte es an die Tür, und herein trat ein stattlicher Herr, des Kurfürsten Johann Friedrich Geheimkämmerer, dem ein Diener folgte. Der trug ein Kästlein in der Hand, das er eifertig auf den mit Büchern beladenen Tisch stellte.

Der Geheimkämmerer zog ein Schreiben seines gnädigen Herrn herfür, in dem stand geschrieben, wie sich Seine Kurfürstliche Gnaden mit besonderem Dank gegen des allmächtigen Gottes reiche Gnade von Herzen freue, daß der ehrwürdige Doktor Martinus von dem bösen Ohrengebrechen, so ihn befallen, wiederum genesen sei. Drum wolle Seine Kurfürstliche Gnaden dem Doktor einen herzlichen Willkomm senden, da des Kurfürsten Goldschmied ein sonderliches Kunstwerk vollbracht habe, das Kurfürstliche Gnaden verhoffe seinem geliebten Doktor zu besonderer Freude zu verehren.

Und dann zog der Geheimkämmerer aus dem Kästlein einen Silberbecher hervor, der mit köstlichem Rankenwerk verziert war. Man sah den Heidengott Bachus drauf geschildert, wie er die Weintrauben mit starker Faust preßt, daß der süße Trank wie ein gewundenes Bächlein durch die Matten floß, und die Vöglein flogen herbei

und tunkten ihre Schnäbel in die erquickende Labe.

Da hob der Doktor das Kleinod in die Höhe und rief: „Lieb Gemahl, gute Freunde, getreue Nachbarn — wem Gott die drei gibt, der ist ein gesegneter Mann!“ Und dann winkte er seiner Hausfrau durch das geöffnete Fenster in den Garten hinab. Die ließ die Küchlein laufen und brachte eine Kanne mit goldenem Wein vom Rheine. Damit ward der Becher gefüllt und ein Trunk zu Ehren des Kurfürsten getan, der so treulich zu seinem Doktor gestanden war in den harten Krankheitstagen und ihm sogar den eigenen Leibarzt gesandt hatte, der dem bösen Geschwür im Ohre des Leidenden wacker zugesetzt hatte, bis der Unhold sich verabschiedet hatte!

Als der Geheimkämmerer gegangen war, flog ein winziges Lächeln über das Gesicht von Frau Käthe:

„Was will mein gestrenger Eheliebster mit diesem Becher machen? Soll der Agricola von Eisleben wieder ein Präsent von seinem Freund Martinus erhalten?“

Der Doktor drohte mit den Fingern: „Mein gestrenger Herr Ketha will dann wieder den Boten abfangen wie jüngst, da der Doktor Grikel Grakel“) wohl den Brief seines Freundes Martinus erhielt, aber nicht die zwei Becherlein, die ihm Martinus zugedacht hatte, die aber in des Doktor Käthe Lutherin Schrein sorglich verwahrt sind, daß sogar Martinus sie nicht mehr finden kann?“

Aber Käthe Lutherin wischte schnell zur Türe hinaus und rief nur noch durch den schmalen Spalt:

„Drum muß der Doktor Ketha des Doktor Martinus Hab und Gut, Gesinde und täglich Brot hüten und bewahren. Sonst müßte der Doktor Martinus gleich den fahrenden Scholaren vor den Türen um sein Stücklein Brot singen — wie einstmals zu Eisenach! Tāt aber den grauen Haaren schlecht anstehen, was zu den Locken des Knäbleins artig geklungen hat.“

„Fromm Gemahl!“ lachte Luther. „Deine Hand ist nicht immer zart. Aber sie tut dennoch allezeit wohl!“

Der Becher stand noch immer auf dem Tisch, und in dem Wein, den der Doktor nicht zu Ende getrunken hatte, glänzte die verguldete Innenseite wie das liebe Sonnenlicht, das draußen über Feld und Flur seinen Segensgang ging.

Da pochte es zaghaft an die Türe, und als der Doktor öffnete und einen Studiosus im Reise-gewand erblickte:

„Hilf Himmel,“ rief er. „Mein Leonhardus! Und gerüstet zur Wanderfahrt, mitten in der Zeit, in der ein feiner Studiosus am Büchertisch sitzen muß? Hat dich ein Geck verlockt, daß du auf die Straße pilgerst und Sankt Paulum und Sankt Augustinum fahren lassen willst?“

1) So nannte Luther im Scherz den Pfarrer Agricola.

Aber als er in des jungen Studiosen Augen die schnellen Tränen aufquellen sah, merkte er, daß des Jünglings Herz nicht zu leichtfertiger Vagieren gesinnt war, sondern eine harte Last trug. Drum lud er ihn zum Sitzen:

„Was ist dir aufs Herzlein gefallen, daß dein Aug dreinblickt wie die Sonne am Nebeltag?“

Dann hob die Klage des jungen Mannes an: Wie sein Mütterlein im fernen Frankenland auf den Tod läge und des Sohnes Aug noch vor dem Abscheiden zu sehen begehre. Auch meine, daß des Sohnes Gebet an ihrem Sterbebette eine sonderliche Kraft sei, sie zu geleiten zum letzten Gang. Luther gab ihm herzlich die Hand:

„Weißt nicht, mein Leonhardus, wie der Herr gesagt hat: „Ich will euch nicht Waisen lassen, ich komme zu euch!“? Willst nicht tun gleich dem Petrus, der aus den Wellen heraus die Hände hob? Sieh, der dich lieb hat, ist bei dir und läßt dich nicht versinken.“

Aber dann fragte er: „Wenn du dein Mütterlein noch am Leben sehen willst, mußt du mit einem Fuhrmann fahren. Habe ich doch vernommen, daß der Augsburgener Frachtfuhrmann morgen wieder ins Frankenland fährt. Er hat nicht schwergeladen und kommt rasch von dannen.“

Doch des Jünglings Gesicht ward noch dunkler. Da wußte Luther, was des jungen Mannes Herz beschwerte. Er stand auf, öffnete einen Kasten an der Wand:

„Joachim,“) komm heraus!“ rief er fröhlich. „Sollst eine Wanderfahrt ins Frankenland antreten.“

Aber dann schlug er die Hände zusammen: „Der Joachim hat schon Abschied genommen, gestern als des vertriebenen Prädikanten Weib zu mir gekommen ist mit ihren drei Kindlein auf harter Elendsfahrt! Nun sind einmal Kisten und Kasten wieder leer geworden. Und warten kann der Leonhardus nicht, bis sie wieder voll werden!“

Er schaute betrübt auf seine leeren Hände. Da flog wieder ein Funkelstrahl von der gülden Sonne über den glitzernden Pokal auf dem Tisch. Und Doktor Martinus lächelte:

„Was brauche ich noch lang zu suchen? Hier nimm! Den Becher trage zum Goldschmied — er gibt dir ein reichliches Wandergeld zur Fahrt nach Francken.“

Aber Leonhardus wich zurück: „Nimmer kann ich das Kleinod nehmen, davor behüte mich Gott!“

Aber Martinus rief: „Soll der Heidengott auf des Doktor Luther Tisch prunken, wenn einer Mutter Herz nach ihrem Sohne schreit?“

Dann packte er mit starker Faust den Becher und drückte ihn zusammen, daß der Weinrest in güldenem Strahl emporsprang bis zur Holzdecke des Arbeitsgemachs.

2) Joachimstaler.

„Siehe nun hat der Becher seine Schönheit verloren. Er ist nichts mehr als ein Silberklumpen. Trag ihn davon und nimm dein Viatikum³⁾ in die Heimat. Gott g'segne dir's und sein heiliger Engel geleite dich auf der Fahrt zu deines Mütterleins Krankenbett. Der den Doktor errettet hat aus viel Drangsal seines armen Leibes, mag auch deinem Mütterlein einen Weg weisen, auf dem sie fährt mit Frieden!“

Da neigte sich der Jüngling und küßte des Doktors Hand

Am andern Morgen, als der Wind über die Torgauer Heide fuhr, saß Leonhard Ratzberger beim Augsburger Fuhrmann unter der blauen Schirmdecke seines Wagens und fuhr ins Frankenland.

Und als Frau Käthe nach dem Becher frug, sagte Martinus: „Er ist eines guten Weges gefahren!“ Damit mußte die gestrenge Frau Doktorin sich zufrieden geben.

Zu Dillenburg im Frankenland kniete ein Jüngling am Bette des kranken Weibleins, das legte seine Hände auf des Sohnes Haupt:

„Mich hat herzlich verlangt, dich noch einmal zu schauen auf dieser Erden, ehe mich der Heiland von hinnen ruft. Nun fahre ich im Frieden. Dein Gebet hat mich gestärkt. Ich habe es gespürt, du bist auf rechter Straße und wirst des Herrn Diener sein im Segen!“

Aber einer stand ungesehen bei den beiden. Von des Auge ging ein lichter Schein. Es war einer von den Boten des Höchsten, die allzeit an seinem Throne stehen. Der hob die Hände und sprach:

„Der Herr hat deinem Leben noch zehn Jahre zugelegt. Du sollst den Tag schauen, an dem dein Sohn am Altare steht und des Herrn Leib den Mühseligen und Beladenen reicht, um sie zu erquicken!“

Und als der Oheim des Studiosus Leonhard Ratzberger ins Stüblein trat am stillen Maiabend, sah er das Mütterlein in süßem Schlummer liegen und er schloß den Jüngling in die Arme. Denn er sah, daß über den schmalen Wangen des schlafenden Weibleins die Kraft eines neublühenden Lebens lag.

Am selben Tag trat der Meister Lukas Cranach in das Gemach seines Freundes Martinus Luther und trug ein Kästlein unterm Arm wie vor Wochen der Geheimkammerer. Als ihn Luther fragend ansah, sagte er in seiner bedächtigen Art:

„Herr Johannes Aurifaber, des Kurfürsten Goldschmied, hat mir ein Märlein berichtet von einer starken Faust, die das Werk von vielen mühevollen Stunden in einem Augenblick zerrümmert hat. Aber des Aurifaber Hand ist doch noch geschickter als des Doktors Faust. Und der Heidengott Bachus hat ihn gejammert, daß er unter den Griffen des Theologen ein solch

böses Ende hat finden sollen. Hat ihn darum mit feiner Sorge von den Wunden geheilt, die ihm Martinus geschlagen, und ich darf ihn dem Freunde wiederum bringen, einen Neuerstandenen. Der singt jetzt ein neues Lied. Nimmer das alte Heidenlied vom Reblaub und dem süßen Saft, der des Menschen Sorgen bricht,⁴⁾ sondern das Christenlied vom Samariter, der des Menschen Wunden heilt mit köstlichem Erbarmen. Muß also der Heidengott zum Kunder des Evangeliums werden. Drum soll er in des Doktor Martinus Stube stehen als ein leibhaftig Wunder, wie die Heidenwelt zu den Füßen des Heilandes sich sammelt!“

Damit zog der treue Mann den Becher herfür. Der Doktor aber rief sein Weib und sagte:

„Da ich ein Knabe war und die Geschichten von den Heiligen mit brennendem Verlangen las, habe ich die Legende gelesen vom Abt Makarius, der eine köstliche Traube bekommen hat. Da er sie nicht mochte essen, schickte er sie einem kranken Mönch, damit sie ihn labe. Aber dieser wußte wieder einen anderen, der sie noch nötiger hatte, und so ging die Traube von einem zum andern, bis der letzte dachte: keiner ist würdiger der süßen Spende als mein Herr Abt Makarius. Und ist die Traube wieder in die Hand dessen gelangt, der sie gegeben. Siehe, so ist es mir gegangen. Und der Becher des Kurfürsten soll in der Stube des Doktor Martinus stehen und sagen von dem Zahltag Gottes, der alleweil voll auszahlt!“

Und die Maiensonne, die zur Rüste ging, glänzte auf dem silbernen Kleinod wie das Lächeln der Engel im Himmel!

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Aus dem vierkantigen, tiefbraunen Männergesicht leuchteten in flüchtigem Stutzen zwinkernd zwei graue Augen in klarem Weiß. Grete hob die Hand und sah Ernst drüben mit zusammengekniffenen Lippen hastig den Kopf schütteln, als wolle er sagen, sie dürfe nicht zu freundschaftlich sein. Der Admiral beugte sich über ihre Finger. Wieder die Hände aneinander reibend, trat er neben sie mit einer Bewegung, die sehr ritterlich schien, weil er den Rücken beugte, als dürfe er eine Dame beim Plaudern nicht mit dem Kopf überragen: „Hoffentlich gefallen Sie sich bei uns, gnädige Frau! Wie oft sind Sie nach — warten Sie, meine Gnädigste! — nach sechstägiger Anwesenheit schon gefragt, ob Sie sich eingelebt haben?“

Trotz der Angst konnte Grete lächeln, hob scherzend den Finger und deutete auf jeden der Herren, bis sie bis sieben gezählt hatte: „Siebenmal, will ich verraten! Die Damen darf ich Spott nicht preisgeben, Exzellenz.“

Und sie lachten sich beide herzlich in die Augen. Ernst fühlte seine Unterlippe sinken. Mit offenem Mund sah er staunend seine Frau mit dem Gefürchteten der Flotte wie dem Erstbesten scherzen. Sie hatte auch recht, wie immer. Ihr Vorgesetzter war er nicht, aber nie hätte er sich träumen lassen, eine Frau von so sicherem

⁴⁾ Die Griechen nannten den Weingott Bachus Liäus = der „Sorgenbrecher“.

³⁾ Reisegeld.

Auftreten zu haben. Es war, als ob sie immer höher stiege, ihm immer ferner käme. Er schüttelte den Kopf. Vielleicht würde er bald fragen, ob er ihrer überhaupt wert sei. Da ging es zu Tisch. Vor sich sah er die zierlichen Linien ihres Körpers unter dem blauen Kleid. Die köstliche Figur, der entzückende kleine Körper war sein! Er war wie der versoffene Hans Taps von Korpsstudent in Colorado ins Glück getorkelt, ohne Ahnung und Verdienst.

„Wollen wir zwei Mächen unterhaken?“ Der dicke Knorrheim stand neben ihm, ein älterer Kapitänleutnant, der ihm wegen der oft vulgären, derben Ausdrucksweise nicht lieb war. Sie hatten beide keine Tischdame und schlossen den Zug; durch mehrere Zimmer. Knorrheim berlinerte gern: „Barenheim, hier giebt's 'n jutes Glas Wein, auch ordentlich zu futtern, und wenn ich dabei nischt zu sagen brauche, halte ich's sogar in Gesellschaft aus.“

Er lachte über den vermeintlichen Witz so laut, daß Barenheim verstimmt zu ihm hinabblickte. Da haften Knorrheims Augen an dem blauen Kleid und wurden ernst.

„Ihnen muß man zweimal gratulieren. Als ihre kleine Frau Gemahlin vorher den Löwentöter bändigte, sagte ich mir, durch die machen Sie noch Karriere.“

Also fiel es schon den Kameraden auf, daß seine Frau mehr bedeutete als er. Aber Knorrheim war ihm plötzlich lieber als sonst. Am Eingang zum Eßzimmer beugte sich Barenheim über eine von Metzner geschriebene Plaztafel.

Also saß er von seiner Frau durch die Länge des Tisches getrennt und sie schräg gegenüber dem Admiral, so nahe, daß sie vielleicht gar mit ihm sprechen mußte. Neben ihm grunzte Knorrheim in der Sprache der Messe: „Pantry schläft noch!“

Dabei hielt er mit schmerzhaftem vorwurfsvollem Blick auf den Ratsherrn die flache Hand über das noch leere Weinglas. Metzner lachte. Der rauhe Krieger war von seinem Schiff und durfte dort wie hier mit dem dreisten Mundwerk durchgehen. Dienst tat er für zwei, aber in Gesellschaft holte er sich nur sein Deputat an Essen und Trinken. Wenn er sich nach Tisch befriedigt auf den mit guten Dingen gefüllten Magen schlug, sagte er wohl: „Für die Einladung habe ich mich gerächt!“

Grete mußte nach kurzem Gespräch mit ihrem Tischherrn, dem weißblonden Kapitänleutnant Kurzel, über ihren rechten Nachbar, Kapitän zur See von Krecht, und die Tischecke hinweg der Frau von Sellings Rede und Antwort stehen. Die grauhaarige Dame, so kurzichtig, daß sie oft die Augen einkneifen und zum Blick über den Tisch zur Lognette greifen mußte, saß links von Exzellenz Barenheim. Aber der Vizeadmiral scherzte vorläufig mit seiner Tischdame, Frau Metzner. Als er endlich den Kopf zu Frau von Sellings drehte, glitten seine hellen, grauen Augen flüchtig über Grete mit einem Blick, der ihr zu sagen schien: „Ah, wir sitzen uns nahe!“ Ernster, gedehnter als mit Edith Metzner unterhielt er sich mit der älteren Dame wie in der Erfüllung einer Pflicht. Dazwischen lauschte er mit dem rechten Ohr auf Frau Metzners helles Lachen, und ein heiterer Widerschein davon huschte oft flüchtig über sein Gesicht. Wieder hob er die Augen zu Grete. Es sah aus, als wolle er sagen: Warten Sie ein Weilchen, wir plaudern auch noch. Es schien, als rechne er sich zur Jugend und gehöre mehr zu ihr und Edith Metzner als zu der älteren Dame.

Unvermittelt hob er während einer Pause das vierkantige Kinn gegen Grete: „Sie kommen aus Lothringen, gnädige Frau?“

„Aus Dieuze, Exzellenz! Papa führt dort das Regiment und fühlt sich recht wohl, weil er Jäger ist.“

Er schien gleich interessiert: „Ich war in der Nähe, bei Bitsch, zur Auerhahnjagd. Schönen Wald haben Sie.“ Sie nickte lebhaft.

„Ich habe Papa manchmal begleitet. Nicht um zu schießen, sondern um das Wild zu beobachten.“

Er schob die braunen, großen Hände und den braunen Kopf, den bald das klare Weiß der Augen, bald das helle Blinken der lichtweißen Zähne erhellte, weit über den Tisch. Sie hatte sein Interesse erregt. Das Herz klopfte ihr in Freude.

„Sehen Sie, gnädige Frau, das Beobachten des Tierlebens ist auch meine Freude bei der Jagd. Am Schießen und Beutemachen liegt mir weniger.“

Das Gespräch der anderen Gäste um die Tischecke verstummte. Grete fühlte den Blick von fünf Augenpaaren. Innerlich zitterte sie in der Scheu vor den fremden Menschen, aber um ihren Plan auszuführen, mußte sie die Angst meistern und sicher, weltgewandt scheinen: „Raubtierleben beobachten zu können, wie sie getan haben, Exzellenz, muß besonders lohnend sein. Ich stehe gern vor dem Löwenkäfig in zoologischen Gärten und frage mich, wie wohl die Tiere draußen in der Wildnis leben.“

„Eigentlich wie Menschen, gnädige Frau, nach Neigung oder Veranlagung. Sie haben.“ — er blickte lachend auch über die anderen zu ihm gehobenen Köpfe — „sogar ihre Mohammedaner und Christen. Es gibt Löwen, die mit zwei oder mehr Frauen wandern, und andere, die in Monogamie leben. Gar nicht selten ist der hartgesottene Junggeselle, der einsam auf Raub ausgeht und Geselligkeit gern meidet.“

„Wie ein Admiral, Exzellenz!“

Lauter Lachen um den ganzen Tisch klang zusammen, denn auch die Gäste von der anderen Hälfte der Tafel lauschten jetzt. Exzellenz Barenheim warf als einer der Heitersten den Kopf zurück und drehte ihn flüchtig zu Frau Metzner, als müsse er bekennen, daß er sich prächtig unterhalte. Edith gab Grete einen Blick des Dankes, Metzner schmunzelte, weil der Geschwaderchef in so guter Laune an seinem Tisch saß. Ernst starrte in stummer Verblüffung auf das Dingchen in Blau, das seine Frau, sein scheues Gretel war und doch durch ihr Gespräch mit dem Gefürchteten die Aufmerksamkeit der ganzen Tafelrunde fesselte. Sie bat den Admiral, von einem der alten Junggesellen der Wildnis zu erzählen. Er ließ sich nicht nötigen: „Vor vier Jahren war ich mit meinem Freund Binsdorf — jetzt längst ausgestiegen, aber damals Kapitän zur See und unverheiratet wie ich — in Ostafrika. Wir hörten, daß zwei menschenfressende, alte Löwen die Einwohner von Dar Ri Ribo, einem Negerdorf, plagten, und schlugen in der Nähe unser Lager auf. Gleich in der ersten mond hellen Nacht wurden wir gegen zwei Uhr geweckt. Der eine der alten Burschen brüllte aus der Richtung des Dorfes.“

„Das klingt wohl grausig und schauerlich, Exzellenz?“

„Ich möchte sagen, das Gebrüll des Löwen hat namentlich bei Nacht etwas Grandioses, fast Ehrfurcht Gebietendes. Es ist einer der eigenartigsten und erschütterndsten Naturlaute. Manchmal weckt es ein ähnliches Gefühl wie das Abfeuern der großen Schiffsgeschütze gegen ein eisernes Ziel. Dabei Zittern die Planken unter den Füßen, wie die Luft mit dem Schrei des Raubtieres vibriert, und unwillkürlich möchte der Mensch in das Lärmen einstimmen, möchte Handeln, dreinschlagen, gnädige Frau!“

Er hatte in freudigem Erinnern an die Wildnis die braunen Fäuste auf dem Tisch gekrampft und dehnte unter den Kleidern den derben Leib, zu dem das Salonkleid mit weißem Hemdbusen nicht mehr zu passen schien: „Als wir unterwegs waren, gab der andere Bursche von weiter Antwort. Löwen jagen nämlich nicht Seite an Seite. Der eine schleicht von vorn, der andere aus Rücken oder Flanke auf die Beute. Das Gebrüll des einen soll das Wild erschrecken und dem andern in die Tatzen treiben. Hier waren beide einfach und dreist und übermütig auf dem Weg zum Rinderkral des Dorfes. Sie fürchteten die Neger nicht mehr, nachdem sie ein Dutzend gefressen und zwei sogar aus den Hütten geraubt hatten. Wir sahen sie ein Schaf davonschleppen, aber kamen nicht zum Schuß, weil wir fürchten mußten, durch die Stroh wände einen Menschen zu treffen.“

„Und später?“

„Ein paar Tage folgten wir ihnen auf ihren Wanderungen und erlegten sie schließlich, aber“ — die blanken Zähne und Augen erhellten wieder das lachende, braune Gesicht — „es tat uns eigentlich leid. Sie waren doch zwei alte Burschen wie wir, Junggesellen wie Binsdorf und ich, ausgezogen, um mit einem guten Kumpan Beute zu machen.“

Wieder ging das Lachen um den Tisch. Die Stimmen aller Gäste klangen durcheinander. Barenheim verstand Grete's Worte nicht mehr, aber sah, daß der Admiral mehr und mehr sich mit ihr in launiger Unterhaltung verbiß und sich nur unterbrach, um auch die junge Frau an seiner Rechten in das Gespräch zu ziehen.

Frau Metzner stand auf. „Und eben habe ich dem Kerl gesagt, er solle noch 'ne Flasche Schum aufmachen“, brummte Knorrheim. Er war überall wie zu Hause und ging nicht umsonst in Gesellschaft.

Nach Tisch saßen die Damen im Zimmer, in dem vorher die Gäste sich versammelt hatten. Bier und Zigarren für die Herren standen in dem Raum neben der Halle. Wer getrunken hatte, ging, die Damen zu unterhalten. Ernst stand zwischen den Sesseln von Frau von Niesewand und der Dame des Hauses, als auch der Admiral langsam herankam und bald sich über die Schulter seiner Frau beugte. Merkwürdig warm und herzlich blickte sie auf. Schon bei Tisch hatte sie ihn so angesehen. Das mußte er sich verbitten, denn es brachte ihm ein Gefühl des Unbehagens, der — Eifersucht.

Sie stand auf. Noch freundlicher, fast zutraulich war ihr Gesicht.

„Ach bitte, Exzellenz, ich möchte Ihnen etwas sagen!“ Das ging zu weit. Überall weiteten sich die Augen unter erhobenen Brauen, als Grete den erst überraschten, dann zögernden, aber höflich willigen Admiral nach hinten in das nächste Zimmer führte. Ernst trat einen Schritt nach rechts und blickte durch die Portieren. Zurückrufen konnte er Grete nicht mehr, aber wenigstens sehen mußte er, wie auffällig sie sich benahm. Sie vergaß, daß ihr Mann mit dem Admiral nicht verkehrte.

Grete ging stracks zu einem kleinen Tisch und wies bittend auf zwei Stühle. Die Köpfe durch die Breite der winzigen Platte getrennt, saßen die beiden nieder. Da fragte Frau Kurzel Ernst, wie seine Frau sich eingelebt habe, und er mußte sich zu der Dame wenden, um Antwort zu geben.

Exzellenz Barenheim dachte, ihm sei zumute wie einst, wenn er als Kadett ins Zimmer des Offiziers gerufen wurde. Aus dem jetzt blassen Gesichtchen dicht vor seinen Augen sprach um zuckende Lippen eine Entschlossenheit, die augenscheinlich mit jemand ins Gericht gehen wollte. Das Püppchen wußte wohl nichts von der Barenheimschen Bruderfehde und dachte, sich Rat oder Hilfe zu holen. Vielleicht behandelte der Mann das angstvolle kleine Dingchen schlecht. Ja, dann würde er doch den Onkel 'rauskehren und mit dem Neffen abrechnen müssen. Da sprach sie: „Exzellenz, es geht doch nicht!“

Wie eine Bitte klang es, und so scheu, so rührend flehten die blanken Mädchenaugen, daß ihm weich, aber auch warm wurde.

„Was denn, mein Kind — ah — Verzeihung, gnädige Frau!“

„Sie und mein Mann sind doch verwandt — Onkel und Neffe.“

Hart war das braune Gesicht, vierkantig wie im Trotz das ihres Mannes, und stählern schimmerte das Grau der Augen, aber — nur einen Augenblick. Sie atmete tief und

befreit, als sie sah, wie der Ritter in dem derben breittknochigen Hünen den Zorn des Mannes niederrang:

„Gnädige Frau, ich diene schon, ehe Sie geboren wurden, und ehe Sie auf der Welt waren, passierte etwas, das die Männer nicht vergessen!“ Es sah aus, als müsse er sich zum Sitzenbleiben zwingen und sei fast entschlossen aufzustehen. Doch die grauen Augen musterten sie mit einem weichen Blick, der ihr neuen Mut gab: „Exzellenz, es schickt sich aber nicht unter Offizieren!“

Deutlich sah sie, daß er zunächst lachen, laut lachen wollte. Dann reckte er den Hals und startete sie an, zweifelnd, ungläubig, verblüfft. Eine Ewigkeit dauerte es, bis er den Kopf nachdenklich über die Platte senkte. Dann hob er ihn langsam und zugleich die schwere braune Hand zu einem väterlichen Klopfen auf ihre Schultern. Mit dem Blick eines gütigen Vaters sah er ihr in die Augen und sagte sanft: „Was der Verstand der Verständigen nicht sieht . . .“

Sie hätte schluchzen können vor Freude. Mit schlichter Gebärde wendete sie ihre Rechte auf der Platte und bot sie ihm ohne Wort. Er legte die große braune Linke darauf: „Kleines Nichtchen, wie heißen Sie mit Vornamen?“

„Grete, und ich bitte, daß du mich du nennst, Onkel.“ Aber der in Angst zitternden Stimme konnte sie noch nicht Herrin werden. Der Bursche brachte Bier. Der Admiral winkte ab: „Bitten Sie Herrn Kapitänleutnant Barenheim zu mir.“ Er stand auf.

In der Hast eines nicht nur Erstaunten, sondern Erschrockenen trat Ernst ein und vor den Admiral. Ernst, aber auch gütig bot der ihm die Hand, und seine Stimme klang so herzlich wie klar: „Lieber Neffe, schlage ein!“

Steif stand Ernst mit den Fingern am Beinkleid. Sein Blick flog hin und her zwischen zwei Augenpaaren. In beiden las er einen Zwang und ein Geheimnis, aber es war wohl mehr die befehlende Miene des Admirals als die flehende der Frau, die seinen Trotz niederrang und ihn die Hand heben ließ.

„Und laß dir sagen, Ernst: Wenn du einmal nicht deine Schuldigkeit wie ein Barenheim getan hättest, würde ich längst den Onkel herausgekehrt und dir den Kopf nicht nur als Vorgesetzter gewaschen haben. Du bist ein ganz leidlicher Offizier, aber am klügsten warst du, als du dir deine kleine Frau holtest. Die ist uns beiden über.“

Da schmolz der Groll vor dem Mann, in dem er heimlich und wider Willen den Soldat verehrt hatte. Mit einem Blick heißer Bewunderung für Grete hob er nochmals die Hand: „Danke, Onkel.“

„Nun kommt.“ Der Admiral legte die Hände um die Schultern seiner jungen Verwandten und trat — schon wieder heiter — ins Nebenzimmer. Verwundert rückte die Gesellschaft zusammen und räumte drei Stühle. Die Barenheims nahmen nebeneinander Platz. Am fröhlichsten in der Runde plauderte der Admiral. Unbekümmert um das Staunen der Nachbarn duzte er Neffen oder Nichte, denn auf der Menschen Meinung gab er nichts. Er lebte auf stolzer Höhe einsam über ihnen, als Admiral, von amir al bahr, der Herr des Meeres.

(Fortsetzung folgt).

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Sticks unter Mitwirkung von Prof. Woltereck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6 a.

ALLE IN DER „DEUTSCHEN
INTERNIERTEN-ZEITUNG“
ZUM ABDRUCK GELANGEN-
DEN TEXTLICHEN BILDER

MAUERRAIN 3

HERM.



FINDEN IHRE ANFERTIGUNG
IN DER BESTBEKANNTEN
BERNER GRAPH.KUNST- UND
KLISCHEE-ANSTALT VON

DENZ. TELEPHON 954

Die Leser dieses Blattes werden gebeten, bei Einkäufen usw. die in der D. I. 3. inserierenden Firmen zu berücksichtigen!

Gademann's Handelsschule Zürich.

Angesehenes, best empfohlenes Institut mit modernem, eigenem Schulhaus, gewissenhaftem Lehrpersonal und erstklassigen Einrichtungen.

1. **Handelsschule.** Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse zur Vorbereitung auf Handel, Bureau- und Verwaltungsdienst, Bank, Post und Eisenbahn.

Privatkurse mit täglichem Beginn in allen Fächern.

2. **Sprachschule.** Französisch, Englisch, Italienisch und alle modernen Sprachen. Deutsch für Fremde. Anfängerkurse, Fortbildungskurse in Klassen, kleinen Gruppen und einzeln. Grammatik, Konversation, Korrespondenz für Privat, Handel, Bank, Hotel etc.

3. **Hotelfachschule.** Ausbildung für den Hotelsekretärdienst in allen kommerz. Fächern (Bureau- und Verwaltungsdienst) der modernen Hotel- u. Restaurantbetriebe. (Spezialprospekt.) Separatabteilungen für ältere und jüngere Leute, Damen und Herren. Musterkontor, 62 Schreibmaschinen und Rechenmaschinen. Kostenlose Stellenvermittlung.

Beginn neuer Kurse 15. Oktober c., auf Wunsch auch früher.

Für Internierte Ermässigung.

Man verlange Prospekt und Auskunft vom Vorsteher der Schule

199 C. A. O. Gademann, Gessnerallee 32, Zürich I.

Vermißt seit 1914

542

Unteroffizier

Gustav Eggert

6. Komp. 2. Res.-Inf.-Regt. Nr. 27.

Eine Krankenschwester, deren Adresse nicht festzustellen ist, behauptet, G. Eggert sei schwer verwundet in der Schweiz interniert worden. Da er kein Lebenszeichen gibt, glaubt seine Familie, er sei geistig umnachtet in einer Anstalt untergebracht. — Internierte, welche über G. E. etwas wissen, werden gebeten, Mitteilung zu machen an

Frau Minister Roth, Niederteufen.

Tüchtige

551

Goldschmiede

finden sofort Arbeit bei

A. Rotter, Luzern, Weggisgasse 8.

535

Interessante Bücher zu Engrospreisen

mit **Gratisbeilage** des Albums „Fürsten und Heerführer“ stehen deutschen Internierten zur Verfügung. Näheres gegen Antwortmarke durch den Verlagsvertreter Josef Pilz, Locarno-Ascona (Redakteur des Sammelwerkes „Selbsterlebtes und Miterlebtes“ im Weltkrieg 1914 — ? Zum Teil zu Gunsten des „Roten Kreuzes“). Nicht ganz druckreife Beiträge werden korrigiert.

Photographische Artikel

Werkstätte für Optik · Feinmechanik

B. WOLF
BASEL

4 Freiestrasse 4



„Rena“

· Rasierklingen (wie echte Gillette-Klingen). **Sehr beliebt.** Deutsches Fabrikat. Duzend Fr. 2.40.

Beste Rasier- u. Abziehapparate **billigst.** Klingenschärfpulver (neu!). Illustr. Preis ist gratis. **M. Scholz, Basel 2.**

Gesucht per sofort:

Ein solider, tüchtiger

Küfer

auf Holz- u. Kellerarbeit. Gutbezahlte, bleibende Stelle. G. BELSER, Käferei und Weinhandlung, ZÜRICH 3, Weststr. 72.

548

Belernete

Maurer, Zimmerleute und Handlanger

sucht das

Baugeschäft M. Sischer, Lenzburg.

549

Zuckerfabrikschemiker und technische Beamte, Handwerker und Arbeiter

werden noch eingestellt. Anmeldungen von Internierten nimmt entgegen

Zuckerfabrik & Raffinerie Aarberg
A.-G., Aarberg, Kt. Bern.

545